

Flussbad Berlin



Jahresheft 2
Winter 2016/17

Editorial

Wir von „Flussbad Berlin“ haben uns ein großes Ziel gesetzt: Den heute kaum genutzten Spreekanal in Berlin-Mitte möchten wir ökologisch reinigen, zugänglich machen und zu einem neuen öffentlichen Ort in der Stadt entwickeln. Im ersten Jahresheft, das Ende 2015 erschienen ist, haben wir diese Idee vorgestellt, welche als Leuchtturmprojekt im Bundesprogramm „Nationale Projekte des Städtebaus“ von Bund und Land bis Ende 2018 mit insgesamt 4 Millionen Euro gefördert wird. Mit unserem zweiten Jahresheft wollen wir zeigen, wie sich das Vorhaben weiterentwickelt und an welchen Fragen wir aktuell arbeiten.

Da wäre zum Beispiel der ökologische Charakter des Flussbads, den wir in diesem Heft mit mehreren Beiträgen beleuchten. So veranschaulicht Kai Dolata, wie wir im Spreekanal ab Frühjahr 2017 die Funktionsweise des für ein Flussbad notwendigen Kiesfilters praktisch erproben werden – und zwar mit Hilfe eines von unseren Vereinsmitgliedern sanierten 40 Meter langen, hundertjährigen Finowmaßkahns. Immer wieder werden wir gefragt, woher der Dreck in der Spree überhaupt kommt und wie gefährlich diese Verschmutzungen sind. Also haben wir bei ExpertInnen nachgehakt. Ihre erhellenden Antworten auf die „Fragen zum Fluss“ finden sich auf Seite 24.

Ein Flussbad und die Bauten der Kultur in der Stadtmitte – geht das überhaupt zusammen? Charlotte Hopf von „Flussbad Berlin“ zeigt in ihrem leidenschaftlichen Plädoyer, warum das Flussbad gerade zur historischen Rolle von Lustgarten und Museumsinsel passt. Dieses Heft ist ein Heft des Dialogs. So reden wir mit dem ehemaligen Direktor des Alten Museums, Wolf-Dieter Heilmeyer, über die Wünsche der Museen für die Weiterentwicklung der Museumsinsel und entdecken dabei, wie überaus gut deren Interessen mit denen des Flussbades harmonieren könnten. Wir freuen uns auch, dass uns einer der drei Intendanten des Humboldt Forums, Horst Bredekamp, einen Beitrag zur Verfügung gestellt hat, in dem er erklärt, wie das Schwimmen schon vor 1.200 Jahren Gemeinschaft gestiftet hat. Und Barbara Vinken, die bekannteste Modeforscherin Deutschlands, räumt mit der Behauptung auf, dass Badekleidung und Kultur nicht zusammenpassen würden.

Schließlich fragen wir bei ausgewiesenen ExpertInnen für die Zukunft unserer Städte nach, welche Räume wir in Berlin-Mitte in Zu-

Impressum

Herausgeber
Flussbad Berlin e.V.
Falckensteinstraße 48
10997 Berlin
Tel. +49 30 5557445-0
info@flussbad.berlin
www.flussbad.berlin

Konzept: Barbara Schindler (V.i.s.d.P.), Jan Edler, Hans Georg Hiller von Gaertringen, Katrin Hiller von Gaertringen
Redaktion: Barbara Schindler (V.i.s.d.P.), Hans Georg Hiller von Gaertringen, Katrin Hiller von Gaertringen

Design: BÆUCKER SANDERS GmbH

Erschienen im Dezember 2016
Auflage: 5.000
Papier: MultiArt Gloss 155g, RecyStar 70g
Druckerei: Druckhaus Köthen
© alle Rechte bei den genannten UrheberInnen
cc: alle Rechte nach CC-BY-NC-SA 4.0 bei den UrheberInnen

Titelbild: cc Espen Eichhöfer / OSTKREUZ
Plakat: cc Axel Schmidt

Flussbad-Team: Susanne Bernstein – Geschäftsstellenleitung;
Lisa Blum – Veranstaltungskoordination; Kai Dolata – Schatzmeister; Jan Edler – Vorstand; Tim Edler – Projektautor & Planung; Charlotte Hopf – Vorstand; Sylvia Metz – Projektreferentin; Barbara Schindler – Presse- und Öffentlichkeitsarbeit; Ana Shalin Stoeckermann – Vereinskoordination

Flussbad Berlin e.V. wird im Bundesprogramm „Nationale Projekte des Städtebaus“ durch das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit und die Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umwelt gefördert.



Grußwort

Mit dem Bundesprogramm „Nationale Projekte des Städtebaus“ unterstützt das Bundesbauministerium seit 2014 herausragende Projekte der Baukultur und des Städtebaus in Deutschland. Inzwischen haben wir 84 Projekte in 68 Kommunen in ganz Deutschland mit rund 240 Millionen Euro Bundesmitteln gefördert.

Eines dieser Premiumprojekte ist das Flussbad Berlin. Wir haben dieses nachhaltige und innovative Stadtentwicklungsprojekt im Jahr 2014 auf Empfehlung einer unabhängigen und interdisziplinär besetzten Jury in das Programm aufgenommen und fördern die Konzeption und Planung bis 2018 mit insgesamt 2,6 Millionen Euro.

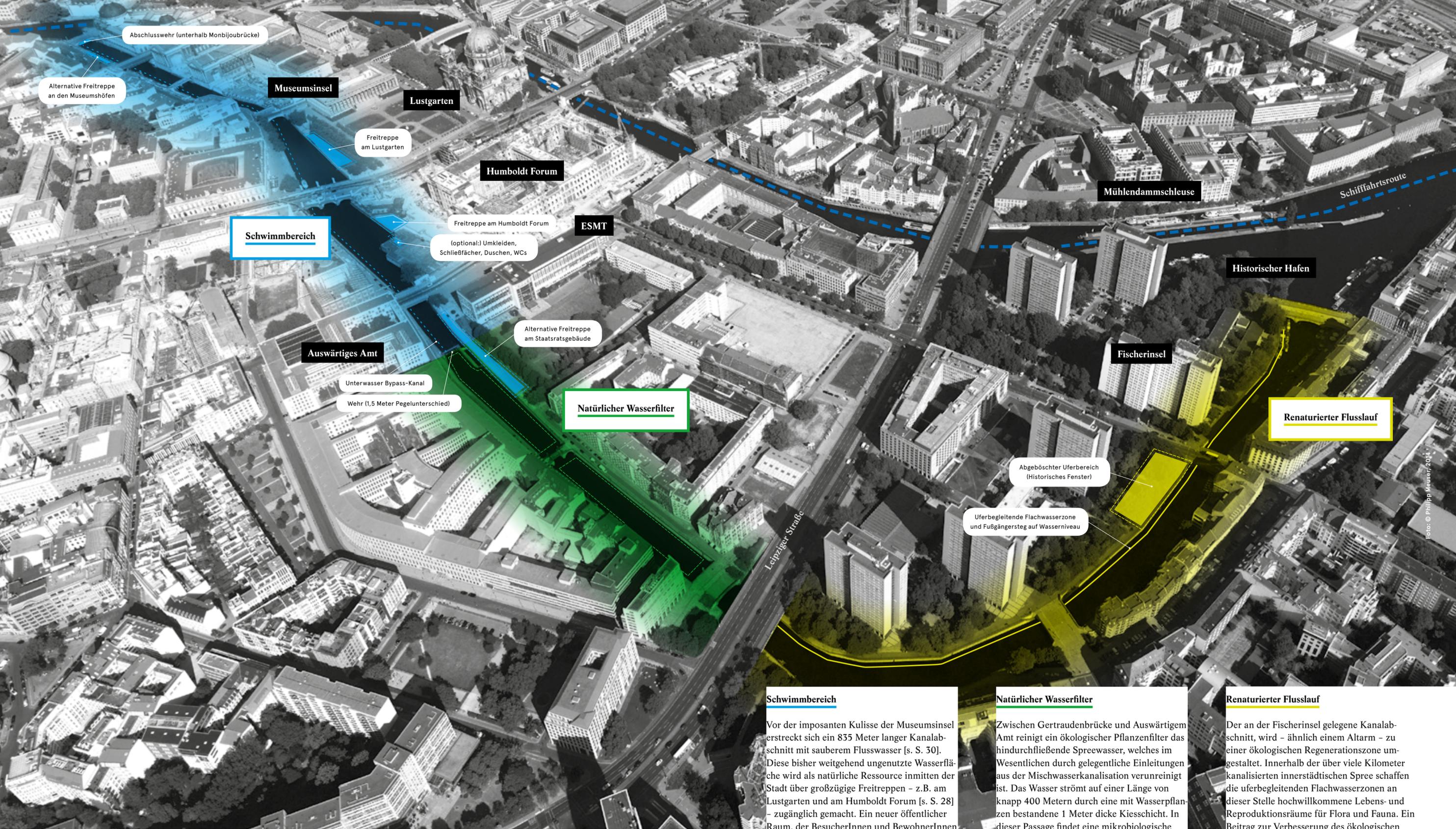
Das Projekt möchte den Spreekanal im historischen Zentrum auf neue Weise nutzbar machen. Es ist geplant, den Kanal auf 835 Metern Länge in einen öffentlich zugänglichen Schwimmbereich umzuwandeln. Im oberen Teil des insgesamt etwa 1,8 km langen Wasserlaufs sollen außerdem eine einzigartige Biotoplandschaft und ein Schilfbecken zur natürlichen Reinigung des Flusswassers entstehen.

Damit könnte das Flussbad Symbol einer umweltbewusst handelnden Stadt werden, die den Fluss als öffentlichen Raum und als Ort der Begegnung in ihrem Zentrum neu entdeckt und nutzt.

Wenn es gelingt, dass der Spreekanal die Werte eines vergleichbaren natürlichen Gewässers einhält, dann kann das Flussbad Berlin zum Botschafter für Ökologie, Nachhaltigkeit und Ressourcenverantwortung werden. Und zu einem gelungenen Beispiel für moderne Baukultur, das zeigt, wie uns gestaltete Umwelt bewegen und inspirieren kann.

Barbara Hendriks

Dr. Barbara Hendriks
Bundesministerin für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit



Projekt Flussbad Berlin

Flussbad Berlin ist ein Stadtentwicklungsprojekt zur Reaktivierung des seit über 100 Jahren weitgehend ungenutzten Spreekanal im Herzen des historischen Berlin. Unser Vorschlag gliedert den Spreekanal in drei Abschnitte unterschiedlicher Nutzung, Atmosphäre und Funktion.

Schwimmbereich

Vor der imposanten Kulisse der Museumsinsel erstreckt sich ein 835 Meter langer Kanalabschnitt mit sauberem Flusswasser [s. S. 30]. Diese bisher weitgehend ungenutzte Wasserfläche wird als natürliche Ressource inmitten der Stadt über großzügige Freitreppen – z.B. am Lustgarten und am Humboldt Forum [s. S. 28] – zugänglich gemacht. Ein neuer öffentlicher Raum, der BesucherInnen und BewohnerInnen wieder in die Stadtmitte einlädt. Zur Begegnung, zum Verweilen oder zum Schwimmen im klaren Wasser. Die alltägliche und sinnliche Erfahrung erlaubt eine neue Perspektive auf die historische Stadt und schafft eine neue Ebene der Nutzung, Wahrnehmung und Bedeutung für die zunehmend repräsentativ geprägte historische Mitte. Um deren kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung und Attraktivität zu steigern und nachhaltig zu sichern.

Natürlicher Wasserfilter

Zwischen Gertraudenbrücke und Auswärtigem Amt reinigt ein ökologischer Pflanzenfilter das hindurchfließende Spreewasser, welches im Wesentlichen durch gelegentliche Einleitungen aus der Mischwasserkanalisation verunreinigt ist. Das Wasser strömt auf einer Länge von knapp 400 Metern durch eine mit Wasserpflanzen bestandene 1 Meter dicke Kiesschicht. In dieser Passage findet eine mikrobiologische Reinigung statt, so dass anschließend gefahrlos im Wasser geschwommen werden kann. Dieser kontinuierliche Prozess wird allein von der Schwerkraft an der Wehrstufe angetrieben, denn das gefilterte Wasser fließt in den circa 1,5 Meter tiefer liegenden Schwimmbereich.

Renaturierter Flusslauf

Der an der Fischerinsel gelegene Kanalabschnitt, wird – ähnlich einem Altarm – zu einer ökologischen Regenerationszone umgestaltet. Innerhalb der über viele Kilometer kanalisierten innerstädtischen Spree schaffen die uferbegleitenden Flachwasserzonen an dieser Stelle hochwillkommene Lebens- und Reproduktionsräume für Flora und Fauna. Ein Beitrag zur Verbesserung des ökologischen Zustands des Gewässers, wozu Berlin übrigens auch international verpflichtet ist. Durch punktuelle Entfernung der Kanalmauer entstehen begrünte Bereiche mit flachen Uferböschungen [s. S. 26], die als historische Fenster die im Boden verborgene Stadtmauer Berlins freilegen. Ein neuer Steg auf Wasserniveau lädt zur Erkundung des alten Kanals ein.



Wo, wenn nicht hier?

Charlotte Hopf

Flussbad Berlin ist ein umfangreiches Stadtentwicklungsprojekt für die Berliner Mitte. Es wird die Wasserqualität des Kupfergrabens so verbessern, dass bedenkenlos darin geschwommen werden kann. Der Schwimmbereich soll sich vom Wehr vor dem Auswärtigen Amt bis zum Bode-Museum an der Spitze der Museumsinsel erstrecken. Die zahlreichen positiven ökologischen, sozialen, kulturellen und stadträumlichen Aspekte werden von der Bevölkerung, den Verantwortlichen vor Ort und der Presse gleichermaßen gewürdigt; jedoch blieb eine wichtige Frage bisher unbeantwortet: Ist es angemessen, im Welterbe zu schwimmen?

Um diese Frage zu beantworten, ist es notwendig, die kulturelle Bedeutung der Museumsinsel grundsätzlich zu beschreiben. Dies geschieht auf der Webseite der UNESCO-Welterbe-Kommission wie folgt: „Die Berliner Museumsinsel gilt als ein einzigartiges Ensemble von Museumsbauten, das die Entwicklung modernen Museums-Designs über mehr als ein Jahrhundert illustriert. Sie ist ein herausragendes Beispiel für das Konzept des Kunstmuseums, das auf die Zeit der Aufklärung und der Französischen Revolution zurückgeht. Zu dem Gebäudekomplex der Museumsinsel, die die UNESCO 1999 zum Weltkulturerbe erklärt hat, gehören fünf Museumsbauten: das Pergamon-Museum, das Alte Museum, die Nationalgalerie, das Bode-Museum (ehemals Kaiser-Friedrich-Museum) und das Neue Museum. Die Museumsinsel gehört zum kulturellen Erbe des 19. Jahrhunderts, des Zeitalters der Bildung

und der Wissenschaften. Die Idee des Museums ist geistesgeschichtlich ein Ergebnis der Aufklärung. Die Öffnung vormals fürstlicher Sammlungen und Schatzkammern für die Allgemeinheit war eine Forderung seit der Französischen Revolution.“¹

In diesem Absatz sind die Grundzüge unserer Betrachtung bereits enthalten: Die Entstehung der Museumsinsel ist untrennbar mit den gesellschaftlichen Umwälzungen infolge der Aufklärung verbunden. Das in dieser Reformbewegung entwickelte Bild des Menschen als vernunftbegabtes, freies, gleiches und solidarisches Individuum bildete die Grundlage für die in Deutschland von dem Archäologen Aloys Hirt 1797 zum ersten Mal geforderte Errichtung eines öffentlichen Museums an Stelle der bis dahin ausschließlich den Fürsten vorbehaltenen, und laut Hirt „zweckwidrigen“ Präsentation von Kunstwerken in Schlössern und Gärten. Diese Forderung wurde 1830 von Schinkel mit dem „Museum“ umgesetzt (das heute als „Altes Museum“ bekannt ist). Das offene Treppenhaus des Gebäudes, aus dessen oberer Halle den BesucherInnen auf Augenhöhe Blickkontakt mit den BewohnerInnen des gegenüberliegenden Schlosses ermöglicht wurde, war keine Provokation, sondern baulicher Ausdruck einer sich tiefgreifend verändernden Gesellschaft. Der Lustgarten selbst, welcher bis dahin als Aufmarschplatz der preußischen Truppen gedient hatte, entstand parallel zur Fertigstellung des Museums als logische Weiterführung dieses veränderten Menschenbildes im Außenraum. Bei der Gestaltung dieses Gartenplatzes ließ sich Schinkel ebenfalls von französischen Vorbildern inspirieren, nämlich im Wesentlichen von den Tuileries in Paris. Auf einer Frankreichreise beobachtete er dort „die Volksmasse des Sonntags“, die flanierend ihrem bürgerlichen Selbstverständnis Ausdruck verlieh.

So sehr die Gestaltung der Museumsinsel im 19. Jahrhundert vom Menschenbild der Aufklärung bestimmt war, so sehr wurde dieser zentrale Ort der Berliner Mitte, an dem Militär, Kirche, König und Kunst ihren Platz fanden, auch von den politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen der verschiedenen

deutschen Staaten im 20. Jahrhundert geprägt. Die an die Schinkel'sche Gestaltung angelehnte kritische Rekonstruktion des Lustgartens durch den Landschaftsarchitekten Hans Loidl machte Ende der 1990er Jahre die Abkehr vom Aufmarschplatz der Nationalsozialisten und vom Platz für Massenkundgebungen der DDR deutlich. Die Anknüpfung an die Ideale des 19. Jahrhun-



derts war damit für den Außenraum vollzogen, „die Volksmasse des Sonntags“ nimmt dies dankbar an.

Legen wir also zur Beantwortung der oben gestellten Frage in der spezifischen Tradition der Museumsinsel die Ideale der Aufklärung zu Grunde: Teilhabe statt Exklusivität, Interessenausgleich statt Bewahrung von Privilegien, Diversität statt Eintönigkeit, Toleranz statt Diskriminierung, Information statt Vorurteil, Bildung statt Ignoranz, Gemeinwohl statt Einzelinteresse, persönliche Entscheidungsfreiheit statt Verbot. Diese Ideale – also die Aufklärung selbst – sind das wichtigste Welterbe Europas. Sie gehören weder ins Museum noch ängstlich und sorgenvoll geschützt, oder (und noch viel schlimmer) zynisch abgetan als unzeitgemäß und weltfremd. Sie gehören gelebt und großzügig geteilt; die Museumsinsel ermahnt und ermutigt uns dazu. Wer, wenn nicht die Gesellschaften Europas, hat das Privileg, auf die unbedingte Wirksamkeit der Aufklärung vertrauen zu dürfen?² Dieses Vertrauen zu stärken und die damit einhergehenden notwendigen Kontroversen zu führen, ist umso mehr erforderlich

in einer Zeit, in der in fast allen Ländern der Erbgemeinschaft Europa öffentlich die Freiheit, Gleichheit und Solidarität aller Menschen zugunsten von Nationalismus, Diskriminierung und Egoismus in Frage gestellt wird.

Vor diesem Hintergrund ist das Flussbad Wagnis und Notwendigkeit zugleich: Im Vertrauen auf die künftigen NutzerInnen, also die Zivilgesellschaft, ist es öffentlicher Raum, der dazu einlädt, Werte zu teilen: Nachhaltigkeit, Diversität, Gemeinschaft – um nur eine Auswahl zu nennen. Mit dieser Einladung an die BerlinerInnen und unsere Gäste aus aller Welt kommen wir den Idealen der Aufklärung ein kleines Stück näher. Die Museumsinsel ist der natürliche Ort dafür.

Lustgarten, Freitag, 27. Mai 2016, 14:25 Uhr © Charlotte Hopf

¹ <https://www.unesco.de/kultur/welterbe/welterbestaetten/welterbe-deutschland/museumsinsel-berlin.html>

² Zum besseren Verständnis sei am Rande folgende Begebenheit erwähnt: Während meiner Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der TU Dortmund unternahm ich mit den Studierenden eine Reise nach Berlin und besichtigten das Regierungsviertel. Nachdem alle Bauten in Augenschein genommen waren, gab es ein Picknick auf der Wiese vor dem Reichstag. Die Studierenden, deren familiäre Wurzeln mehrheitlich nicht in Deutschland lagen, wurden gebeten, ihre Eindrücke zu schildern. Während die Bauten kaum kommentiert wurden, äußerten sich fast alle begeistert darüber, dass man in Deutschland vor dem Parlamentsgebäude unbehelligt auf dem Rasen sitzen und picknicken könne, was in ihren Herkunftsländern in Nordafrika, Nahost, Zentralasien und Südosteuropa nicht möglich sei.

Charlotte Hopf ist Architektin. Sie ist Gründungsmitglied und stellvertretende Vorsitzende des Vereins Flussbad Berlin.



cc Annette Hauschild / OSTKREUZ



cc Axel Schmidt



Dekadent und ein bisschen schmutzig



© Julia Fischer

Kraulen zwischen alten Steinen: Sally McGrane ist beim 2. Berliner Flussbad-Pokal im Juli 2016 schon mal probegeschwommen.

Ich wuchs in San Francisco auf, wo uns alle paar Jahre meine Tante Linda aus Santa Cruz besuchte, bei uns übernachtete und „aus Alcatraz floh“. Sie stand „beim Einbruch der Dämmerung“ auf, wie meine Mutter zu sagen pflegte, und nahm mit den anderen Schwimmern die Fähre zur gefürchteten ehemaligen Gefängnisinsel, die inmitten der eiskalten San Francisco Bay liegt. Einige Stunden später warteten wir mit heißem Kaffee darauf, dass sie zitternd und leicht unterkühlt wieder am Stadtufer auftauchten. Einige trugen Neoprenanzüge, aber für meine Tante waren das Weicheier. Sie selbst schmierte sich nur ein bisschen Vaseline unter die Achseln.

Als Sophie, meine Freundin und Co-Autorin, verkündete, sie würde in der Spree schwimmen – vom Bode-Museum bis zur Schlossbrücke – klang das deshalb nicht besonders verrückt in meinen Ohren. Und sie hatte es schon voriges Jahr getan: Der erste Flussbad-Pokal aller Zeiten war Teil einer Volksbewegung, die es zum Ziel hatte, den Kanal entlang der Museumsinsel in ein Schwimmbad zu verwandeln. „Okay“, sagte Sophie, während die Party im Atelier ihres Freundes langsam in Gang kam, „es stimmt schon, mir war danach ziemlich übel“. Aber sie glaubte nicht, dass das vom Spreewasser kam. Und natürlich, in den Fluss zu gehen, besonders an einem grauen Tag, im Regen, mit einem Bikini, war ziemlich gewagt. „Es gibt einen Abschnitt“, sagte sie, „wo man unter einer langen tiefen Brücke schwimmt, auf der Züge fahren, und es ist vollkommen schwarz da unten, wie ein Traumkorridor. Aber es ist magisch. Da schwimmt man mitten durch Berlin und schaut nach oben und da ist das Pergamon-Museum!“ Dieses Jahr finde der Flussbad-Pokal am 3. Juli statt, fügte sie hinzu. „Habt ihr nicht Lust mitzumachen, Frank und du?“

„O ja“, sagte Frank, ein Maler, der in den Neunzigern zu Schwimmen begonnen hatte, als plötzlich das Wasser in seiner Wohnung nicht mehr lief. Von da an ging er zum Duschen ins öffentliche Schwimmbad. Und weil er schon einmal da war, dachte er, er könne auch ein paar Züge machen, „das machen wir“.

An jenem Sonntag, an dem das Schwimmen stattfinden sollte, liefen Frank, Uli, die Mutter meines Ex-Freundes, und ich von unseren jeweiligen Wohnungen, alle nur einen Steinwurf von der Museumsinsel entfernt, zur Märchenhütte im Monbijoupark, um uns anzumelden. Uli, die jahrelang als Kellnerin gearbeitet hatte und nach ihrer Pensionierung im vergangenen Jahr aus einer kleinen Stadt mitten im tiefsten Gebrüder-Grimm-Land nach Berlin gezogen war, wollte sofort mitmachen, als ich ihr von unserem Vorhaben erzählte. „Ich bin hart im Nehmen“, sagte sie, als ich sie fragte, ob sie nicht Angst hätte, beim Schwimmen auf Ratten zu stoßen. „Als Jugendliche musste ich bei einem Wettschwimmen im Fluss nicht nur neben Ratten, sondern auch neben einem toten Schwein schwimmen.“

Nach der Registrierung rauchten Frank und Uli eine Zigarette in der Sonne, und ich sichtete die Informationsunterlagen, die man uns mitgegeben hatte. Neben einer Karte und einer leuchtend gelben Badekappe fand ich die Kopie eines Artikels aus der New York Times,

für die ich auch manchmal schreibe. „Was macht die Seele einer Stadt aus?“, fing der Artikel des Architekturkritikers an. „Vor nicht allzu langer Zeit hat Berlin damit geworben, arm, aber sexy zu sein; nun hat die rasende Gentrifizierung die Stadt in eine Identitätskrise gestürzt, die ganz gut durch das Stadtschloss symbolisiert wird: die im Bau befindliche Kopie eines Barockpalastes“, schreibt Michael Kimmelmann. Ein Flussbad, so sein Argument, wäre eine gute Alternative zum Schloss, als Symbol für die moderne Identität der Stadt – „ein schrulliges, umweltfreundliches Flussbad für das Volk“ anstelle eines „Giganten verquerer preußischer Nostalgie“.

Ich hätte es nicht besser sagen können. Einige Wochen zuvor hatten Frank und ich den Tag der offenen Tür genutzt, um das Berliner Stadtschloss zu besichtigen. Wir wanderten durch den Rohbau, vorbei an Touristen mit Selfie-Sticks, Ständen, an denen Fleischbällchen aus Städten mit B verkauft wurden und großen Spendenboxen aus Plastik, in denen traurige kleine Berge aus Fünfeuroscheinen wuchsen. Während wir von oben die höhlenartige Eingangshalle betrachteten, die uns ans Berghain erinnerte, meinte Frank, dass er es viel effizienter fände, hier Technopartys zu schmeißen, um Spendengelder zu akquirieren anstatt Plastikboxen aufzustellen. Technopartys mit sehr vielen Drogen. Ob er das mal vorschlagen sollte? Ich war auch der Meinung, dass ein innovativeres Konzept her musste – denn es bräuchte sehr viele Fünfeuroscheine, um den Königspalast nachzubilden, als hätte das 20. Jahrhundert gar nicht stattgefunden.

Es war ein warmer und sonniger Tag. Kurz vor 17 Uhr trafen wir Sophie, die uns mit ihren rot angemalten Lippen anlächelte. Auf ein Signal hin gingen wir die Steintreppen gegenüber dem Bode-Museum hinunter und stellten uns zu den anderen Teilnehmern. Das Wasser war kalt, frisch und angenehm und roch wie in einem der Berliner Seen. Die hohen, vernarbten Steinwände des Bode-Museums erschienen über den Startflaggen und wir schwammen zu ihnen herüber. Dort stellten wir uns in einer Linie auf, im Wasser auf der Stelle tretend, bis der Startschuss erklang und schon ging es los. Die tausend Meter waren genauso magisch, wie Sophie sie beschrieben hatte. Eins nach dem anderen tauchten die Museen aus dem Wasser empor, ihre wohlbekanntesten Steine kamen uns näher, näher denn je. Dann unter jener Brücke – genau wie Sophie es beschrieben hatte – spürte ich am ganzen Körper, wie mir unheimlich wurde, als passierte ich einen Kanal des Unterbewusstens. „Hey, Sandman!“, rief Frank, während wir am Kunstmarkt hinter dem Historischen Museum vorbeischwammen. „Wie läuft das Geschäft?“ Sein verblüffter Freund linste über die Stände hinweg in den Fluss, seine Augen weiteten sich, dann zuckte er mit dem Schultern. „Wie immer! Schlecht!“

Als wir der Boje näherkamen, die direkt vor der Schlossbrücke mit der Figurengruppe aus weißem Carrara-Marmor schwamm – junge Helden, deren Kampf und Tod dargestellt werden – und den Wendepunkt markierte, wirkte sogar das neue Schloss, dessen statischer Betoneingang mir immer wie eine Maske ohne

Augen erschienen war, vor dem Hintergrund des blauen Himmels dynamischer als sonst. Auf dem Weg zurück schwamm ich langsamer, um die Erfahrung zu verinnerlichen. Es war die Art des Schwimmens, die einen verändert, eine Erfahrung des In-der-Stadt-Seins, die sich irgendwo tief drinnen einschreibt, ein Erlebnis, das man nicht vergisst – wie Schwimmen in der Aare, nur urbaner.

Wenn das Flussbad tatsächlich realisiert würde – wenn man einfach so in der Spree baden könnte, jeden Tag, es würde, da bin ich mir ziemlich sicher, das Leben in dieser Stadt verändern. Schon das eine Mal war für mich eines dieser typischen Berliner Vergnügen – dekadent und ein bisschen schmutzig, berauschend und vermutlich nicht ganz gesund, erschwänglich und unbezahlbar. Danach, als wir mit Sophies Tochter auf der Brücke standen und uns vom offiziellen Flussbad-Fotografen ablichten ließen, dachte ich wieder an den Architekturkritiker der New York Times, der seinen Artikel mit den Worten schloss, das Flussbad sei eine gute Sache für Berlin; denn das „Zurückerobern der maroden Wasserstraße inmitten der Stadt“ entspräche ganz und gar „der postkommunistischen Seele der Stadt“. Der Fotograf musste uns nicht bitten zu lächeln. „Gerne mit der Kippe!“, sagte er und drückte auf den Auslöser.

Aus dem Englischen von Lina Muzur

Sally McGrane kommt aus Berkeley in Kalifornien und lebt seit mehr als zehn Jahren in Berlin. Sie ist Journalistin und schreibt unter anderem für die „New York Times“ und den „New Yorker“. Sie ist Gastautorin der Kolumne „10 nach 8“ auf ZEIT.DE, wo dieser Text am 13. Juli 2016 erschien.



**Willkommen an Bord
*Unser Testfilter auf der „Hans-Wilhelm“***

Kai Dolata

Seit gut einem Jahr arbeiten wir daran, die in der technischen Machbarkeitsstudie berechneten Annahmen zum Filtersystem in einem maßstäblichen und prototypischen Testfilter umzusetzen.

Der Filter

Unser Filter besteht im Wesentlichen aus Kies unterschiedlicher Granulatgrößen und Wasserpflanzen. In den Zwischenräumen des Kieses werden die Verunreinigungen herausgefiltert, die Wurzeln der Wasserpflanzen reinigen die Granulatzwischenräume. Das Prinzip ist erprobt und wird weltweit erfolgreich eingesetzt, bisher jedoch nicht inmitten eines Fließgewässers. Da die Wasserqualität der Spree sehr stark schwankt und insbesondere nach Starkregen und damit verbundenen Kanalisationsüberläufen sehr schlecht sein kann, muss der Filter mit sehr unterschiedlich gutem Eingangswasser zurechtkommen. Dennoch muss er im Ergebnis immer Badegewässerqualität ausgeben. Darin besteht die große Herausforderung.

Um die Ergebnisse der technischen Machbarkeitsstudie zu bestätigen, werden wir einen prototypischen Testfilter bauen. Das von uns in einem Bieterverfahren ausgewählte Ingenieurbüro AKUT Umweltschutz Burkard und Partner arbeitet seit Ende 2015 gemeinsam mit Pecher und Partner und dem Kompetenzzentrum Wasser an der Konzeption und Planung dieser Testfilteranlage. Begleitet werden sie durch Professor Heiko Sieker aus der Ingenieurgesellschaft Prof. Dr. Sieker.

Planungsschritte

Ein erster Entwurf vom Januar 2016 sah den Testfilter in der ca. 100 m² großen Kammer der deaktivierten Sportbootschleuse vor, direkt am Auswärtigen Amt. Aufgrund unkalulierbarer Umstände haben wir diesen Ansatz verworfen. Seit dem Frühjahr arbeiten wir deshalb daran, die gesamte prototypische Anlage schwimmend in einem Schiff unterzubringen.

Das Schiff

Der etwa 40 Meter lange und fünf Meter breite Lastkahn „Hans-Wilhelm“ ohne Antriebsmaschine aus dem Jahr 1920 ist im Besitz der Berlin-Brandenburgischen Schifffahrtsgesellschaft e.V., besser bekannt als „Historischer Hafen Berlin“. In unserer engen Kooperation mit dem Verein bereiten wir den Kahn seit Mai 2016 soweit auf, dass er einsatztauglich wird.

Im Trockendock der Hegemann-Werft in Berlin-Spandau wurde der Kahn begutachtet, von verrotteten Holzplanken und alten Schlickensammlungen bereinigt sowie in Bug und Heck der komplette Boden des Rumpfs ausgetauscht. Nun liegt der Schiffskörper mit frischem Anstrich im Historischen Hafen – der Einbau des Testfilters kann beginnen.

Der Testfilter im Kahn

Die drei Laderäume der „Hans-Wilhelm“ mit je ca. 55 m² Fläche dienen als bauliche Hüllen für die Filteranlage. Geplant sind drei Festbettfilter mit je ca. 24 m³ Fassungsvermögen, wovon die untere Hälfte aus Granulatschicht besteht, durch die das Spreewasser fließt und gereinigt wird. Die drei Festbettfilter sind gleichzeitig in Arbeit, damit wir unterschiedliche Ergebnisse in einem kurzen Zeitraum erzielen können. Es dauert eine gewisse Zeit, bis ein einzelner Filter „eingefahren“ ist, schließlich läuft darin ein komplexer biologischer Prozess ab, der zudem den wechselnden Wasserqualitäten der Spree ausgesetzt ist.

Da Muscheln eine enorme Filterleistung haben sollen, wollen wir dies in einem eigenen „Muschelreaktor“-Becken überprüfen bzw. nachweisen.

Darüber hinaus gibt es einen Frischwasserbehälter mit ca. 80 m³ Volumen, der den späteren Schwimmabschnitt simuliert. In der Machbarkeitsstudie hatten wir nachgewiesen, dass das Wasser im kompletten Schwimmabschnitt von 855 Metern Länge einmal am Tag mit frischem, gefiltertem Wasser ausgetauscht wird. Dass das dabei gefilterte Spreewasser die notwendige Qualität konstant beibehält bzw. nicht unter die vorgegebenen Richtwerte fällt, wollen wir in diesem Behälter messen und überprüfen. Je nachdem müsste die Filterkonfiguration in mindestens einem Festbettfilter angepasst werden.

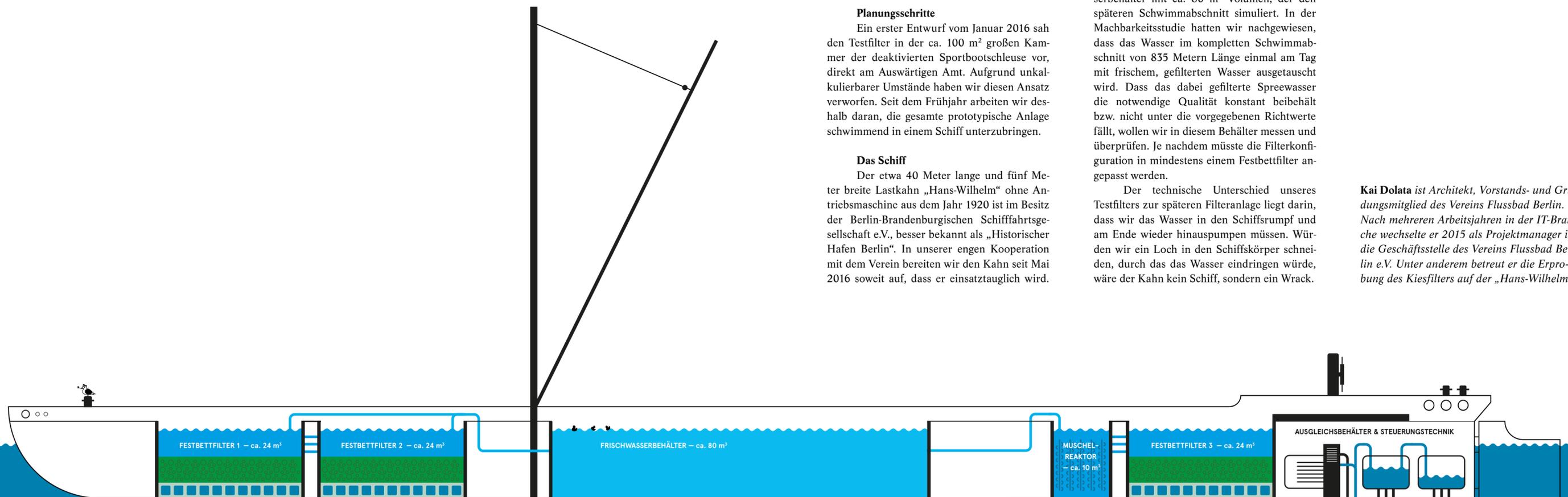
Der technische Unterschied unseres Testfilters zur späteren Filteranlage liegt darin, dass wir das Wasser in den Schiffsrumpf und am Ende wieder hinauspumpen müssen. Würden wir ein Loch in den Schiffskörper schneiden, durch das das Wasser eindringen würde, wäre der Kahn kein Schiff, sondern ein Wrack.

Die Messungen

Während des Betriebs der Testfilteranlage werden wir eine Reihe von Messungen im Wasser und in den Filtern vornehmen. Zum einen benötigen wir eine Vorstellung des aktuellen Verschmutzungsgrades der Spree als jeweiligen Ausgangswert. Hinter jedem Festbettfilter werden wir die Kapazität und Qualität der Filterung messen. Am Ende des Frischwasserbehälters werden wir nochmals die Qualität untersuchen. Alle Ergebnisse wollen wir zeitnah und verständlich aufbereiten. Eine Studie, wie dies geschehen kann, wird durch die Forschungsgruppe Creative Media der HTW Berlin erarbeitet.

Der Finowmaßkahn „Hans-Wilhelm“ soll als historischer Lastkahn mit seinem circa 20 Meter hohen Mast, in überholter Optik und inklusive der Testfilteranlage vor dem Garten der ESMT im Spreekanal vertäut werden, um so gut wie möglich die reale Wassersituation zu simulieren. Versehen mit allen Genehmigungen liegt der Testfilter hoffentlich bis spätestens Herbst 2017 im Projektgebiet. Bis Ende 2018 sammeln wir ausreichend praktische Ergebnisse, um Rückschlüsse auf die Konfiguration und den Bau des großen Filters im Bereich der Friedrichsgracht treffen zu können.

Kai Dolata ist Architekt, Vorstands- und Gründungsmitglied des Vereins Flussbad Berlin. Nach mehreren Arbeitsjahren in der IT-Branche wechselte er 2015 als Projektmanager in die Geschäftsstelle des Vereins Flussbad Berlin e.V. Unter anderem betreut er die Erprobung des Kiesfilters auf der „Hans-Wilhelm“.



Schnitt durch den Testfilter mit Angaben der Filterbecken in den drei Laderäumen (Skizze B.EUCKER SANDERS).

Fragen zum Fluss

Sulfatbelastung der Spree

Heiko Sieker

In den Medien hört man in letzter Zeit viel von dem hohen Sulfatgehalt der Spree. Was ist überhaupt Sulfat?

Sulfat ist ein Salz der Schwefelsäure. In den Braunkohletagebauen der Lausitz entsteht es, wenn das Mineral Pyrit, das sogenannte „Katzengold“, mit Sauerstoff in Kontakt kommt. Da Sulfat wasserlöslich ist, gelangt es über das Grundwasser in die Spree.

Ist es gesundheitsschädlich, das sulfathaltige Spreewasser zu trinken?

Nein, Sulfat ist in der Dosis, in der es in der Spree vorkommt, nicht giftig. In manchem Mineralwasser ist mehr Sulfat enthalten als in der Spree. Nur in sehr viel höherer Konzentration und bei regelmäßigem Genuss würde sulfathaltiges Wasser abführend wirken.

Ist das Baden in sulfathaltigem Wasser ein Problem?

Nein, denn selbst wenn man sulfathaltiges Wasser schluckt, sind die dabei zu sich genommenen Sulfatmengen unbedenklich. In der Berliner Badegewässerrichtlinie gibt es keine Grenzwerte für Sulfat. Für das Flussbad ist Sulfat kein Problem.

Lässt sich das Sulfat nicht aus dem Wasser herausfiltern?

Es ist nicht notwendig, das Sulfat ganz aus dem Wasser herauszubekommen. Ein Problem gäbe es nur, wenn die Konzentration noch weiter steigt. Dann müsste man das Wasser aus der Spree für ein Flussbad entsprechend behandeln. Bisher kann man die Konzentration nur durch die Einleitung von sulfatfreiem Wasser verdünnen, aber es wird an Verfahren geforscht, das Sulfat durch Filtration aus dem Wasser zu entfernen.

Stephan Natz ist Pressesprecher der Berliner Wasserbetriebe.

Professor Dr.-Ing. Heiko Sieker ist Bauingenieur und Honorarprofessor für Urbane Hydrologie an der TU Berlin. Er berät „Flussbad Berlin e.V.“ in technischen und wasserkundlichen Fragen.

Dr. Cornelia Ziehm ist Rechtsanwältin sowie Verbraucherschutz- und Rechtsexpertin der „Deutschen Umwelthilfe“. Sie ist Aufsichtsratsmitglied der Genossenschaft „BürgerEnergie Berlin“ und sitzt im Beirat von „Flussbad Berlin e.V.“.

Abwasser im Spreekanal

Stephan Natz

Wie oft und in welchen Mengen werden Abwässer in den Spreekanal, also in den Bereich des geplanten Flussbades geleitet?

Das hängt davon ab, wie oft es zu Wolkenbrüchen im Einzugsgebiet der Mischwasserkanäle kommt, die Überläufe in den Spreekanal haben. Sieben solcher Einleitstellen gibt es, davon eine größere mit 1,8 Meter Durchmesser an der Schleusenbrücke. Bisher gibt es keine Messungen der eingeleiteten Abwassermengen. Rechnerisch ermittelt wurde mit den Regendaten aus 20 Jahren eine mittlere jährliche Einleitung von rund 40.000 m³ an maximal 11 „Wolkenbruchtage“.

Warum wird überhaupt Abwasser in den Spreekanal geleitet? Gibt es dafür nicht Kläranlagen?

Die innerstädtische Mischwasserkanalisation soll alles Abwasser, also Regen- und Schmutzwasser, zur Reinigung in die Klärwerke bringen. Aber wenn in kurzer Zeit viel Regen fällt, kann der Pegel über das in den Klärwerken verarbeitbare Maß steigen. Dieses „Zuviel“, das auch die Abwässer aus den Haushalten enthält, läuft dann über Regenüberlaufschwelen in die Gewässer, um Überflutungen auf Straßen oder in Gebäuden zu verhindern.

Welche Lösungsmöglichkeiten favorisieren die Berliner Wasserbetriebe, um die Einleitungen in Zukunft zu verhindern?

Wir bauen mit dem Land Berlin Stauraum für Abwasser – unterirdische Becken und Stauraumkanäle sowie Wehre und Drosseln in den Kanälen selbst. Aber: Regenwassermanagement ist eine gesellschaftliche Aufgabe. Bei jedem Bauvorhaben sollten Eigentümer und öffentliche Hand zeitgemäße Regenwasserlösungen mitdenken, die die Kanäle vor Überlastung bei Wolkenbrüchen bewahren. So kann man versiegelte Flächen z. B. durch Begrünung von der Kanalisation abkoppeln, temporäre Speicher für Regenwasser etwa durch „Tieferlegen“ von Grün- und Sportflächen vorhalten und durch begrünte Dächer und Fassaden Lösungen zur Versickerung und Verdunstung schaffen.

Recht auf sauberes Wasser

Cornelia Ziehm

Haben wir ein Recht auf eine saubere Spree?

Nein, ein einklagbares Recht des einzelnen Bürgers kann man aus dem geltenden Recht nicht herleiten. Allerdings sind die EU-Mitgliedsstaaten durch die im Jahr 2000 verabschiedete „Wasserrahmenrichtlinie“ verpflichtet, eine bestimmte Wasserqualität in den Gewässern sowie im Grundwasser sicherzustellen bzw. zu erreichen. Diese Richtlinie legt beispielweise Grenzwerte für Schwermetalle wie Quecksilber und Cadmium fest. Ergänzende Regelungen enthält darüber hinaus die „Nitratrichtlinie“ mit Blick auf den Eintrag von Düngemitteln in Gewässer. Die einzelnen europäischen Vorgaben sind in das nationale Recht, also das Wasserhaushaltsgesetz des Bundes sowie das Berliner Wassergesetz übernommen worden.

Ist die Wasserrahmenrichtlinie auch für Badegewässer zuständig?

Ja, im Hinblick auf die Einhaltung der dort geregelten Grenzwerte für bestimmte Schadstoffe und weitere ökologische Parameter. Zusätzlich gibt es aber die – 2006 überarbeitete – „Badegewässerrichtlinie“ der EU. Darin geht es nur um jene Flüsse und Seen, die als Badegewässer ausgewiesen sind. Dort darf der einzelne Bürger davon ausgehen, dass die entsprechenden Vorgaben eingehalten sind und keine (akuten) Gesundheitsrisiken wie Erbrechen und Durchfall vom Baden drohen.

Welche Anforderungen müssen ein Badesee oder ein Flussbad nach der Badegewässerrichtlinie erfüllen?

Das Wasser darf beim Baden nicht krank machen. Deswegen wird es v. a. auf Indikatoren untersucht, die die Einleitung von Fäkalien anzeigen: Kolibakterien oder intestinale Enterokokken, d.h. Bakterien, die aus dem Verdauungsprozess von Mensch oder Tier stammen. Sie können zu Durchfall und Erbrechen führen.

Wer kontrolliert die Einhaltung dieser Richtlinien?

Die zuständigen Behörden in den Bundesländern. In Berlin sind das Landesamt für

Gesundheit und Soziales (LaGeSo) und die Gesundheitsbehörden der Bezirke zuständig. Während der Saison, d.h. von Mai bis September, prüfen sie regelmäßig die Wasserqualität in Seen und Flüssen, wo öffentliche Badestellen ausgewiesen sind.

Wird das Flussbad die Badegewässerrichtlinien erfüllen?

Ja, nach den bisherigen Untersuchungen dürfte das möglich sein. Die Herausforderung ist vor allem Starkregen. Denn die Berliner Kanalisation ist noch immer nicht so ausgelegt, dass in diesen Fällen ein Überlaufen vermieden wird. Dieses Problem muss Berlin aber generell und unabhängig vom Flussbadprojekt lösen. Sollte die Berliner Verwaltung das in den kommenden Jahren nicht angehen, käme für das Flussbad die Sperrung an den betreffenden Tagen in Betracht.

Was bedeutet das Flussbad für die Einhaltung der Wasserrahmenrichtlinie?

Das Flussbad ist ein Modellprojekt. Es führt nicht zur Reinigung der gesamten Spree. Insbesondere die vorgesehene Filteranlage würde aber zu einer verbesserten Wasserqualität in einem sehr zentralen und sichtbaren Abschnitt der Spree führen. Dadurch könnte ein Beitrag zur Einhaltung der Wasserrahmenrichtlinie in Berlin geleistet und die Berliner Verwaltung insofern unterstützt werden.

Der Spreekanal ist eine „Bundeswasserstraße“. Was bedeutet das für das Flussbad-Projekt?

Mit der Widmung als „Bundeswasserstraße“ wird zweierlei zum Ausdruck gebracht: Der Bund ist für ein Gewässer zuständig, und es ist für den Schiffsverkehr vorgesehen. Alle größeren Flüsse und Kanäle sind Bundeswasserstraßen. Grundsätzlich besteht die Möglichkeit, dass der Bund diesen Kanal zwischen Bode-Museum und Inselbrücke, der ja tatsächlich auf voller Länge nicht mehr von Schiffen durchfahren wird, entwidmet bzw. umwidmet und die Verwaltung an das Land Berlin abgibt. Denkbar wäre auch, dass er Bundeswasserstraße bleibt, sich der Bund aber verbindlich verpflichtet, ihn nicht mehr für den Schiffsverkehr freizugeben.



Renaturierungsmaßnahmen an der Fischerinsel mit Ufersteg.
Visualisierung
© 2016 realities:united, Berlin | Flussbad Berlin e.V.



Schwimmbereich vor dem Humboldt Forum.
Visualisierung
cc 2016 realities:united, Berlin | Flussbad Berlin e.V.



Schwimmbereich an der Museumsinsel mit Rettungsinsel.
Visualisierung
© 2016 realities:united, Berlin | Flussbad Berlin e.V.

„Dieser stinkende Kanal ist ja auch für die Museen kein Zustand.“

Unterwegs im Lustgarten und am Kupfergraben mit Wolf-Dieter Heilmeyer, dem ehemaligen Direktor der Antikensammlung auf der Museumsinsel, und Tim Edler, dem Erfinder von Flussbad Berlin. Das Gespräch führten Katrin und Hans Georg Hiller von Gaertringen.

Wir stehen auf der Freitreppe des Alten Museums und schauen auf den Lustgarten, den Vorplatz des Museums. Im Hintergrund kreisen die Kräne über der Baustelle des Humboldt Forums.

Herr Heilmeyer, in den 1990er-Jahren haben Sie erfolgreich die Neugestaltung und Wiederbegrünung des Lustgartens initiiert. Nun grenzt der Lustgarten auch an den Spreekanal, den geplanten Bereich für das Flussbad. Wir würden gerne mit Ihnen als dem ehemaligen Direktor der Antikensammlung und früheren stellvertretenden Generaldirektor der Staatlichen Museen über diesen Ort, und natürlich über das Flussbad, sprechen. Vielleicht können Sie uns erst einmal erzählen, wie und warum die Museen den Lustgarten für sich entdeckt haben.

Wolf-Dieter Heilmeyer: Man hat das heute schon fast vergessen, aber der Lustgarten sah bis in die 1990er-Jahre furchtbar aus. Er war gar kein Lustgarten mehr. Seit 1936, also seit der NS-Zeit, war er ein gepflasterter Aufmarschplatz. Dann wurde auf Walter Ulbrichts Entscheidung hin 1950 das Schloss gesprengt und der Aufmarschplatz bis zum Staatsratsgebäude verlängert. Als Student habe ich es selbst erlebt, wie wir uns bei Demonstrationen hier versammelten, dann aber vor Ulbricht vorbeimarschieren sollten.

Wann kam denn die Idee auf, den Platz durch Begrünung wieder zu beleben?

WDH: Wir sind mit der Antikensammlung in den frühen 1990er-Jahren ins Alte Museum zurückgekehrt. Als jemand, der von den 68ern geprägt wurde, hat mich dieses Nazi-Aufmarschpflaster maßlos gestört, und auch die Tatsache, dass die Kommunisten es einfach so übernommen und weiter genutzt hatten.

Also haben wir uns mit diesem Platz beschäftigt. Denn die Museen fühlten sich für ihn erst einmal gar nicht zuständig. Und ich denke, heute sind die Staatlichen Museen sehr glücklich über unser damaliges Engagement und über das, was hier geschaffen wurde: die Rasenflächen, der große Springbrunnen in der Mitte und auch das Lindenwäldchen zum Kupfergraben hin. Das kommt bei Berlinern und Touristen sehr gut an.

Das Beziehungsgefüge ändert sich ja nun, weil der Lustgarten in Zukunft zwischen zwei Museen liegen wird – dem Alten Museum und den Museen im Humboldt Forum.

WDH: Darauf bin ich gespannt. Das kann ein großer Dialog werden, über den Lustgarten hinweg, der ein neues Zentrum der Museumslandschaft wird. So fühlen wir uns – auch als Ehemalige – bei den Museen noch stärker für ihn verantwortlich als bisher.

Hat man deshalb so empfindlich reagiert, als die Ideen zum Flussbad publik wurden?

WDH: Ja, dieses in den letzten Jahren gewachsene Verantwortungsgefühl für den Lustgarten erklärt vielleicht die Reaktion

unseres Präsidenten der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Hermann Parzinger. Für meinen Geschmack war seine Kritik im Tagesspiegel allerdings etwas schroff. Ich persönlich bin gar kein Gegner des Flussbades.

Wir steigen die Treppe des Alten Museums hinunter und gehen durch das kleine Wäldchen zur Ufermauer des Kupfergrabens.

WDH: Dieser stinkende Kanal ist ja kein Zustand. Das störte uns bei den Museen schon lange. Wenn man in der von Ihnen vorgesehenen Weise Abhilfe schaffen kann, wäre das fantastisch. Die Wasserstraßen in Berlin sollten doch nicht trennende, sondern verbindende Elemente sein. Diese hohen Ufermauern, bei denen dann irgendwo eine Brücke ist, über die ich schnell rüber wandere, verhindern das.

Aber es wird ja ins Feld geführt, dass diese Ufermauer aus denkmalpflegerischen Gründen unbedingt erhalten werden müsse ...

WDH: So historisch ist die meines Erachtens gar nicht.

Tim Edler: Flussbad Berlin e.V. hat in diesem Jahr bei „ProDenkmal“ ein unabhängiges denkmalpflegerisches Gutachten des Uferbereichs in Auftrag gegeben. Deshalb wissen wir jetzt, dass wir hier nicht mehr auf der originalen Schinkel'schen Ufermauer stehen. Die war nämlich 1937 so ruinös, dass man sie durch einen Neubau ersetzen musste. Allerdings entspricht die jetzige Ufermauer relativ genau der Schinkel'schen Gestaltung – mit Ausnahme einer Treppe zum Wasser, die es hier ursprünglich gab.

Herr Heilmeyer, was glauben Sie, warum verteidigen Denkmalpflege und Staatliche Museen überhaupt diese Ufermauer so vehement?

WDH: Da kann ich nur aus der Perspektive der Museen sprechen, und da finde ich Ihre Frage ein bisschen erstaunlich. Denn generell gilt bei den Museen – verständlicherweise – eher die Haltung „Wir kümmern uns um das, was innen stattfindet, und nicht um das, was draußen ist“. Für das städtische Umfeld der Museumsinsel sieht man eher den Stadtentwicklungssenator als zuständig an. Von den Leuten hier auf der Museumsinsel werden Sie hören, dass man mit der Arbeit in den Museen und mit deren Restaurierung mehr als genug zu tun hat.

Ändert sich das vielleicht etwas durch das neue Eingangsgebäude, die James-Simon-Galerie?

WDH: Ich hoffe es. Der Blick nach außen wird sich stärker öffnen. Ich war beim Richtfest, und wenn man dort oben in der Säulenhalle steht, bekommt man einen ganz anderen Blick für die Umgebung. Man nimmt plötzlich das Zeughaus oder das Humboldt Forum viel mehr wahr. Das ist fantastisch.

Aber was ist mit dem Wasser?

WDH: Die Säulenhalle ist auch zum Spreekanal, der ja direkt unterhalb verläuft, ganz offen konzipiert. Das hatte der Architekt David Chipperfield ursprünglich gar nicht vor.

TE: Ich fand interessant, was Sie über die Grundhaltung der Museen gesagt haben, nicht für ihr bauliches Umfeld zuständig zu sein. Mir kommt es so vor, als ob durch den Verlust der ursprünglichen historischen Mitte, also des ganzen Bereichs zwischen der Marienkirche bis zum alten Cölln um den Petriplatz, die Museumsinsel heutzutage so etwas wie eine „Ersatz-Mitte“ geworden ist. Wenn heutzutage Berliner sagen, sie wollen mal in eine historische Umgebung, dann kommen sie hierher.

Hier lassen sich gerne Hochzeitspaare fotografieren vor historisch-romantischer Kulisse ...

TE: Diese Zuneigung ist eine Art Antrag an die Museen. Die scheinen aber nicht willens zu sein, diese große Rolle als „Mitte der Stadt“ anzunehmen. Aber ich persönlich fände es wichtig, dass die Museen dahingehend mehr Verantwortung übernehmen. Sie sind einer der Identifikationsorte, die Berlin zusammenhalten. Gerade das Humboldt Forum bietet doch die Möglichkeit, vielschichtiger zu werden. Die Museen sollten meines Erachtens mehr und verantwortungsbewusster in aktuelle Diskussionen zur Stadtentwicklung eingreifen. Auch wir von Flussbad Berlin würden uns wünschen, mit den Museen mehr ins Gespräch zu kommen. Wir sind ein auf Kooperation und nicht auf Konfrontation gerichtetes Projekt.

WDH: Wobei ich hinzufügen möchte, dass es in dieser Frage, wer sich für diese Gegend und ihre weitere Entwicklung zuständig fühlen sollte, weder Sinn hat, nur die Museen in die Pflicht zu nehmen noch nur den Senat. Das Entscheidende ist die Bevölkerung. Das Entscheidende sind wir alle. Wir müssen den Finger heben und sagen, wie man mit diesem Teil der Stadt, speziell auch mit dem Spreekanal, besser umgehen kann.

Während dieses Gesprächs sind wir weitergegangen, haben das schattige Wäldchen hinter uns gelassen und die Schlossbrücke erreicht. Wir überqueren die Straße Unter den Linden, auf der wie immer ein unablässiger Autostrom unterwegs ist. Nun geht es weiter zum Schinkelplatz, wo wir mit Blick auf das Humboldt Forum auf der anderen Uferseite erneut stehen bleiben. Vor uns liegen das breite Wasserbecken und jenseits der Sockel des früheren Kaiser-Wilhelm-Denkmal.

WDH: Mein Vorschlag wäre, diese Stelle hier zum zentralen Bereich des Flussbads zu machen. Warum kann nicht hier der Ein- und Ausstieg sein statt am Lustgarten? Das würde die Leute ja nicht daran hindern, meinetwegen trotzdem bis vor zum Bode-Museum zu schwimmen.

Aber muss es nicht aus Sicherheitsgründen möglich sein, zwischendurch das Wasser zu verlassen?

TE: Das kann man auch ohne große bauliche Eingriffe lösen. Wir könnten uns zum Beispiel gut vorstellen, dass es etwa alle 50 Meter einen unaufwändigen Rettungshalt gibt. Das muss nicht mal eine Leiter sein. Wahrscheinlich reicht es sogar, wenn es kleine Plattformen für den Notfall gibt. Da gibt es Gestaltungsmöglichkeiten.

Aber bevor wir solche lösbaren Fragen behandeln, müssen wir am grundsätzlichen Verständnis für die außerordentlichen Chancen des Flussbad-Projekts arbeiten. Zum Beispiel hat die Behörde der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien, die neben anderem das Humboldt Forum finanziert, geäußert, dass ihr einziges Interesse im Zusammenhang mit dem Flussbad-Projekt darin läge, eine Gefährdung des Weltkulturerbe-Status der Museumsinsel zu vermeiden.

WDH: Diese Diskussion klingt etwas absurd. Wieso sollte das Weltkulturerbe Museumsinsel überhaupt vom Flussbad beeinträchtigt werden? Wo bitte steht denn, dass im Umfeld einer Weltkulturerbestätte nicht geschwommen werden darf? Das kann ich mir gar nicht vorstellen. Ich kann Sie nur bestärken: Jetzt ist das hier ein trübes Gewässer. Wir haben eine Chance mit diesem Kupfergraben, der keine Funktion hat, höchstens vielleicht noch, dass sich die Gebäude am Ufer darin spiegeln. Aber um diese Chance zu nützen, müssen wir erst mal das Wasser sauber bekommen, und zwar eben so sauber, dass man darin schwimmen kann.

Nun sind wir an der Kulisse der Bauakademie vorbeigegangen und haben die Schleusenbrücke überquert. Tim Edler führt uns durch das Foyer der ESMT, des früheren Staatsratsgebäudes hindurch und wir gehen in den riesigen Garten dahinter.

Erstaunlich, dass es hier mitten in der Stadt so eine große Grünfläche gibt, die kaum jemand kennt.

WDH: Herr Edler, bei unserem früheren Gespräch habe ich von Ihnen gelernt, dass es hier in der Kaiserzeit ein Schwimmbad gab. Wo war das denn genau?

TE: Hier, wo heute der Garten ist, verlief früher der Mühlengraben, ein Seitenarm des Kupfergrabens. Und an dessen Beginn hat man 1897 eine Badeanstalt gebaut.

WDH: Ach so, dieses Schwimmbad hatte also ein eigenes Becken? Ich hatte es so verstanden, dass man im Kupfergraben selbst schwimmen gegangen wäre.

TE: Ist man auch. Alle diese Badeanstalten hatten das Prinzip, dass ein Stück des Flusses überbaut wurde. Man schwamm also im Flusswasser, welches die aufgestellten oder schwimmenden Gebäude durchfloss. An der

Stelle, wo in den 1890ern das Kaiserdenkmal gebaut wurde, also direkt am jetzigen Humboldt Forum, gab es zwei solcher Badeanstalten im Kupfergraben.

WDH: Wie viel moderner war das 19. Jahrhundert!

TE: Wir weisen auf diese Tradition natürlich hin. Das Flussbad ist keine verrückte Idee, die plötzlich vom Himmel gefallen ist. Die Verrücktheit liegt doch eher darin, dass es so etwas heute nicht mehr gibt, auch beim derzeitigen Zustand der Spree nicht geben kann. Schließlich hat man die letzte Flussbadeanstalt hier 1925 geschlossen, weil die hygienischen Zustände unhaltbar geworden waren. Das Wasser war schlicht zu dreckig. Aber es kann doch nicht sein, dass sich solche traurigen Zustände in der allgemeinen Wahrnehmung als Soll-Zustand etablieren. Als ob es der einzige Sinn des Kupfergrabens wäre, eine leere, spiegelnde Wasseroberfläche zu sein.

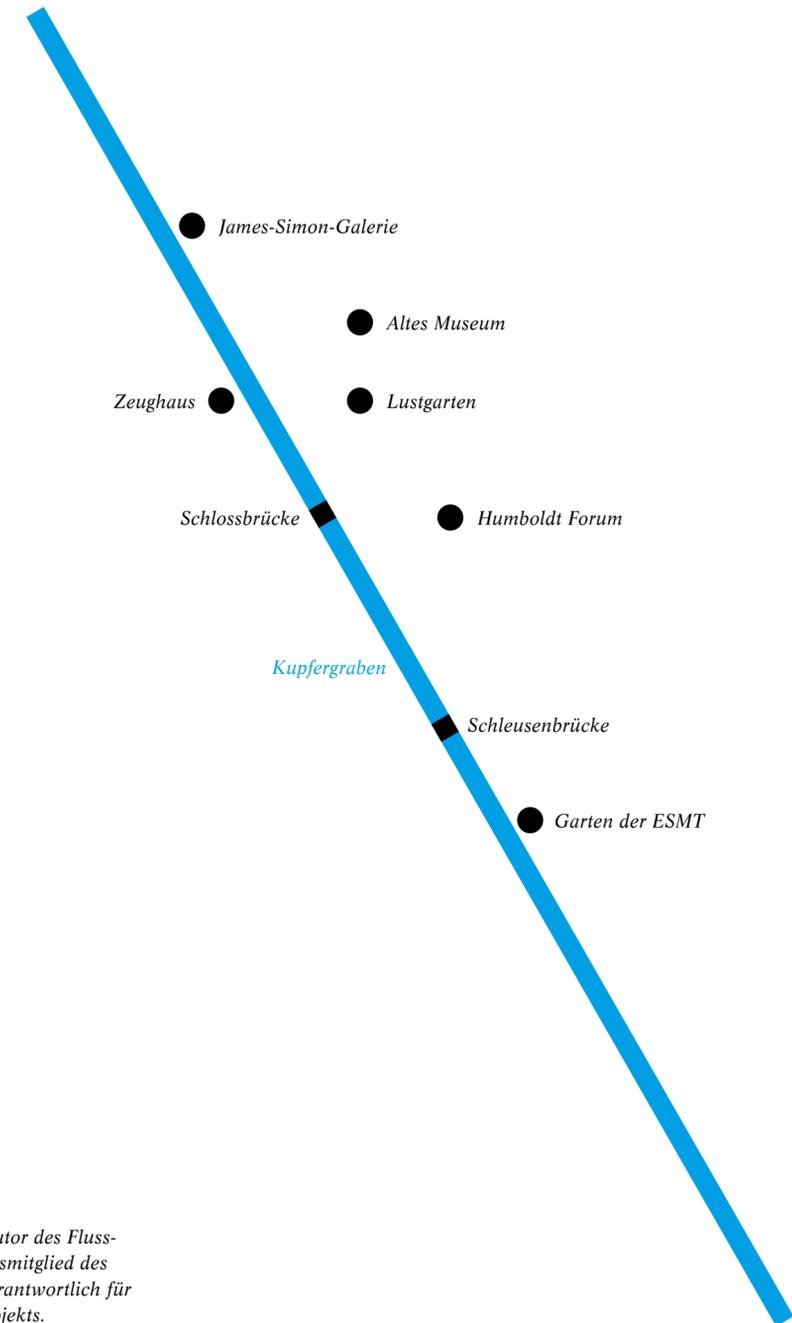
WDH: Aber müsste nicht die ganze Spree gesäubert werden?

TE: Sicher. Aber wir fangen hier an. Dann werden die Leute sagen: „Warum kann ich hier schwimmen, da hinten aber nicht?“ Der Druck wird steigen. In 100 Jahren wird man sich gar nicht mehr erinnern, wie es konkret angefangen hat mit dem Flussschwimmen, so selbstverständlich wird es dann überall sein.

WDH: Eine sehr schöne Geschichte. Irgendwo beginnt jeder historische Prozess.

Wie sieht denn Ihr Fazit unserer kleinen Begehung aus, Herr Heilmeyer?

WDH: Die Flussbad-Initiative sollte optimistisch bleiben. Ihr Bild mit der großen Freitreppe zum Wasser direkt am Lustgarten hat vielleicht den einen oder anderen ein bisschen verstört. Wer sagt: „Die tasten hier Denkmalerwerte an und damit ist das Weltkulturerbe in Gefahr“, geht in die Gegenwehr. Aber wenn Sie auf diese große Treppe verzichten würden und sagen: „Wir gehen hier vom Staatsratsgebäude oder Humboldt Forum aus, aber der Kanal bis vor zum Bode-Museum ist als Schwimmstrecke etwas ganz Wesentliches“, dann sehe ich überhaupt keine Hinderungsgründe für die Realisierung. Das Flussbad ist doch eine große Chance, diesen heute fast ungenutzten dreckigen Kanal in sein Gegenteil zu verkehren, ihn für die Stadt Berlin wieder sichtbar und nutzbar zu machen. Und am Ende werden die Leute sagen: „Wäre es nicht schön, wenn es noch mehr Zugänge gäbe? Warum nicht noch eine Treppe mehr?“



Tim Edler ist Architekt und Autor des Flussbad-Projekts. Er ist Gründungsmitglied des gleichnamigen Vereins und verantwortlich für die Weiterentwicklung des Projekts.

Prof. Dr. Wolf-Dieter Heilmeyer ist klassischer Archäologe. Seit 1978 war er Direktor des Antikemuseums in West-Berlin und nach der Wende Direktor der wiedervereinten Antikensammlung auf der Museumsinsel. Zusätzlich war er stellvertretender Generaldirektor der Staatlichen Museen Berlin. Als Professor unterrichtete er Klassische Archäologie an der FU Berlin.

Bademode

Eine kulturelle Glanzleistung



Frau mit Dogge in Biarritz © ullstein bild

Ein Gespräch mit der Literaturwissenschaftlerin und Modetheoretikerin
Barbara Vinken über die Kultur von Bademode und Bikini.
Das Gespräch führten Katrin und Hans Georg Hiller von Gaertringen.

Frau Vinken, in der Diskussion um das Flussbad wird zuweilen der Punkt ins Feld geführt, dass die Museumsinsel und Menschen in Badekleidung sich nicht vertragen ...

Diese Kritik erstaunt mich. Wenn ich etwa an die Schweiz denke, wo Flussbäder sehr verbreitet sind – das Rheinschwimmen in Basel, das Flussbad in der Aare in Bern oder das Frauenbad in der Limmat in Zürich – das sind alles ausgesprochen zivilisierte Orte mitten in der Stadt. Und das liegt auch an der Mode, die dort getragen wird. Ich finde, dass Bademode eine der zivilsten Formen der Mode ist.

Was genau macht denn Bademode Ihrer Meinung nach so „zivil“?

Badehose und Bikini mögen nur sehr wenig Stoff auf nackter Haut sein, aber sie sind dennoch höchst raffinierte Kleidungsstücke. Kennen Sie das „Piscine Joséphine Baker“, dieses Schwimmbad auf der Seine in Paris – das schickste Badeschiff der Welt? Als ich in Paris war, ging ich da immer nur hin, um zu gucken – silberne Bikinis und hohe Schuhe, goldene Haut und glänzende Juwelen. Ein toller Ort.

Seit wann gibt es denn überhaupt Bademode? Kommt sie auch aus Frankreich?

Man muss vielleicht unterscheiden zwischen der Badekleidung, die es seit dem 18. Jahrhundert gab, und einer tatsächlichen Bademode, von der man seit dem späten 19. Jahrhundert sprechen kann. Frankreich war Vorreiter. Die ersten schicken Badeanzüge trug man am Ende des 19. Jahrhunderts in Biarritz und an den Stränden der Normandie. Damals gab es aber noch keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern: Die Bademode war für Männer und Frauen im Prinzip gleich, der Oberkörper, Ärmel und Beine bis zu Ellbogen und Knien bedeckt. Aber dennoch war das nicht unmodisch, sogar Chanel hat vor dem Ersten Weltkrieg solche Badeanzüge hergestellt. Diese Badetricots wurden aus Baumwolle und manchmal sogar aus Wolle hergestellt. Sie saugten sich mit Wasser voll, waren schwer und trockneten langsam. Wie ein nasses T-Shirt.

Machte erst die Erfindung des Elasthans, das schnell trocknet und keine Falten wirft, die Badekleidung wirklich zur Bademode? Weil man nun den Badeanzug länger anbehalten und sich darin am Strand oder im Schwimmbad zeigen konnte?

Ja. Ein ganz entscheidender Punkt war die Erfindung der Kunstfaser Lycra in den 1960er-Jahren. Lycra ist leicht, elastisch und schnell trocknend. Auch nicht unwichtig: Lycra ist auch im nassen Zustand blickdicht.

Warum ist Bademode eigentlich meist so bunt?

Sie ist ja nicht nur bunt, sondern glänzt auch häufig. Beides dient zunächst der optischen Unterscheidung von der Unterwäsche, die – zumindest früher – fast immer weiß war. Unterwäsche war natürlich vom Schnitt das Vorbild für die Bademode. Zum Verwechseln ähnlich sollten Bikini, Badehose und Unterwäsche jedoch auf keinen Fall sein. Bis heute pflegt die Bademode dieses ambivalente Verhältnis von Nachahmung und Abgrenzung zur Unterwäsche. Als Literaturwissenschaftlerin würde ich sagen, dass jedes Textil auch ein Text ist. Mit unseren Kleidern sprechen wir, auch wenn wir nicht immer wissen, was wir sagen. Die Bademode oszilliert zwischen erotischem Reiz, zwischen Schmuck und asexueller Zweckmäßigkeit.

Und was sagen die leuchtend farbige Badehose oder der bunte Bikini?

Ein weites Feld, wie der alte Briest gesagt hätte. Die leuchtend farbige Badehose oder der bunte Bikini sagen: Ich trage keine Unterwäsche – wie das die Unterschichten etwa in England für das Baden im Meer bis vor kurzem taten – sondern bin extra fürs Baden angezogen. Das Farbenfrohe der Badekleidung steht auch gegen das Alltagsgrau. Aber Kleidung, und gerade Bademode, ist auch Verführung und Spiel. Bikini und Badehose haben im strikten Sinne keine praktische Funktion, man könnte genauso gut oder besser nackt schwimmen. Sie sind nur dazu da, zu verbergen oder zu verhüllen. Das hat natürlich etwas mit Scham zu tun, aber ohne Scham keine Erotik. Die aktuelle Burkini-Bikini-Debatte dreht sich ja um nichts anderes.

Die starken Farben und Muster deuten ja regelrecht auf das hin, was sie verdecken.

Genau, insofern ist die Bademode ein paradoxer Sprechakt. Aber – ich bleibe dabei – ein Ausdruck von Kultur, nicht von Unkultur. Nur der gänzlich nackte Körper sagt: „Ich stelle mich jenseits von Kultur, die Kultur ist schlecht, dekadent. Nackt werde ich den gesunden, paradisiatischen Zustand jenseits eines sündigen Eros wiederfinden.“ So hat es ja mit der FKK-Bewegung um 1900 im Geist der Lebensreform angefangen: Kleidung wurde mit Kultur assoziiert, Kultur aber wurde generell kritisch beäugt, alles irgendwie krank. Im Klima der Kaiserzeit sah man sie als einengend, unfrei und fand, dass sie den Menschen entfremdet auf Klassen- und Rollenmuster festlegt. Aus dieser Tradition heraus ist die Freikörperkultur und das Nacktbaden gerade in Ostdeutschland bis heute nicht nur akzeptiert, sondern erwünscht. Dass man den nackten Körper in der Stadt nicht duldet, finde ich richtig. Ich glaube nicht an eine Utopie jenseits eines Sündenfalls, die halte ich tatsächlich für asozial. Und im übrigen ist die erste Haut, der nackte Körper, genauso sozial kodiert wie der bekleidete Körper. Wenn du angezogen bist, und sei es nur mit den berühmten vier hauchdünnen Minidreiecken des Bikinis, die man durch einen Ring ziehen kann, dann darf jeder Dich ansehen. Das Stück Stoff sagt ja, daß ich den Blick der anderen nicht verleugne, sondern bereit bin, angeschaut zu werden und anzuschauen. Ich habe mich sozusagen zu mir in ein Verhältnis gesetzt, und damit setze ich mich auch zu den anderen in ein Verhältnis. Genau das machen Kleider. Und dazu genügt auch ein kleines Stück Stoff.

Mit Badekleidung ist also alles ok?

Mit einem Flusschwimmbad fällt eine Stadt nicht in die Barbarei, so lange es nicht um FKK geht. Ein Ort zum Schwimmen kann ein extrem zivilisierter Raum sein – deutlich schöner, deutlich eleganter, deutlich witziger als viele andere öffentliche Räume.

Man sollte sich also nicht abschrecken lassen?

Ein Flussbad würde der Zivilisierung aufhelfen – und in Berlin ist da ja nun weiß Gott noch viel zu tun.

Prof. Dr. Barbara Vinken ist Literaturwissenschaftlerin und Modehistorikerin. Sie unterrichtet an der Ludwig-Maximilians-Universität München. 2015 erschien ihr Buch „Angezogen. Das Geheimnis der Mode“, 2016 die Anthologie „Die Blumen der Mode. Klassische und neue Texte zur Philosophie der Mode“.

Karl der Große als Vorschwimmer

Der Kunsthistoriker Horst Bredekamp ist – gemeinsam mit Neil MacGregor und Hermann Parzinger – Gründungsintendant des Humboldt Forums. Seit langem begeistert sich Bredekamp für das Schwimmen. In seinem 2014 erschienenen Buch („Der schwimmende Souverän“, Wagenbach Verlag), aus dem der hier folgende Auszug stammt, hat er sich mit der bislang unbekanntem Bedeutung des Schwimmens bereits im frühen Mittelalter auseinandergesetzt. Bredekamp stellt dar, welche Bedeutung es bereits damals für die Gesellschaft hatte:



Eine französische Darstellung des 15. Jahrhunderts veranschaulicht, wie der Schwimmunterricht in der Öffentlichkeit in einem vor der Stadtmauer gelegenen Fluss oder See durchgeführt wurde. Die Buchillumination zeigt, dass die Schwimmer mit einer weißen Badehose bekleidet oder gänzlich nackt waren, woran sich die Zuschauer anscheinend nicht störten.

Aus dem „Livre de Josephus de l'ancienneté des Juifs“, 1475-1500 © Bibliothèque nationale de France, Paris

„In seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen hat Einhard, der ihm als Organisator, Kunstfachmann, Ratgeber und Vertrauter so nah wie nur wenige seiner Zeitgenossen gekommen sein dürfte, auch das Schwimmen erwähnt. Das 22. Kapitel seiner Karlsbiographie, das der äußeren Erscheinung sowie den körperlichen Gewohnheiten des Kaisers gewidmet ist, endet mit einem erstaunlichen Passus, der allein das Schwimmen behandelt:

Karl liebte die Dämpfe heißer Naturquellen und schwamm sehr viel und so gut, dass es niemand mit ihm aufnehmen konnte. Darum baute er einen Palast in Aachen und verbrachte seine letzten Lebensjahre ununterbrochen bis zu seinem Tode dort. Er lud nicht nur seine Söhne, sondern auch Optimaten und Freunde, manchmal sogar seine Palast- und seine Leibwache zum Baden ein. Oft badeten hundert oder mehr Leute mit ihm.

[...] Die beiden letzten Sätze verdeutlichen, dass im Schwimmen keinesfalls eine narzisstische Präsentationsform, sondern vielmehr ein auf die Gemeinschaft zielendes Zeigen des eigenen Körpers lag. Das von ihm geliebte Schwimmen hat Karl der Große offenkundig in einen gemeinschaftsstiftenden, sozial abgestuften performativen Akt gewendet. [...] Dieses Verfahren betrifft das oftmals beschriebene Phänomen, dass Karl der Große gezielt dafür sorgte, im Sinne des modernen Sprachgebrauchs „flache“ Hierarchien einzuziehen, um sich von der Verkapselung des byzantinischen Hofzeremoniells abzusetzen. Wohl kaum eine Tätigkeit erlaubte einen sprechenderen Ausweis dieses Prinzips als das gemeinsame Schwimmen, das alle Beteiligten gegenüber dem Wasser gleich werden ließ. Aber gerade dieser egalisierende Effekt des Schwimmens bot die Gelegenheit zu gemeinschaftlich vollzogenen Differenzierungen. Die Bedeutung des ‚gemeinsamen Badens‘ lag darin, dass Karl der Große die Gesellschaft, mit der er ins Wasser stieg, gliederte.“

„Berlin braucht mehr funktionierende öffentliche Räume.“



© Matthias Heyde

*Ein Gespräch mit der Stadtgeografin Ilse Helbrecht.
Das Gespräch führte Hans Georg Hiller von Gaertringen.*

Frau Professor Helbrecht, Sie lehren Stadtgeografie an der Humboldt-Universität. Was ist Ihr Forschungsgebiet?

Mein besonderes Interesse gilt der Stadtforschung. Das ist ein sehr interdisziplinäres Feld, denn nicht nur wir Geografen, sondern auch Ethnologen, Soziologen oder Ökonomen interessieren sich für das vielfältige Gebilde Stadt. Hierbei steht insbesondere das Wechselverhältnis von Stadtraum und Gesellschaft im Fokus, also wie bestimmte Räume bestimmte Verhaltensweisen beeinflussen, und welche gesellschaftlichen Konflikte sich im Raum zeigen.

Das führt uns direkt zum Flussbad. Hier soll ein bestehender Raum, der Spreekanal von der Fischerinsel bis zur Monbijoubrücke, für BewohnerInnen und TouristInnen nutzbar gemacht werden. Man könnte also erstmal fragen: Was bedeutet dieser Spreekanal – auch Kupfergraben genannt – bislang?

Früher war der Spreekanal ein reiner Arbeitsort. Er diente als Verkehrsweg dem Transport von Waren. Der Zweck war also sehr klar definiert. Und durch ein Flussbad kommt dieser Spreekanal ganz anders in den Blick und könnte neu genutzt werden.

Was bedeutet denn der Fluss, wenn er sauber und zugänglich geworden ist?

Man muss das im Kontext der Frage sehen, wie die Ansprüche an die Stadt, speziell an die Innenstadt, sich verändert haben: Sie ist heutzutage vorwiegend zum Erlebnisort geworden. Da bekommt dann so ein Stück für alle nutzbarer Spreekanal eine ganz andere Aufgabe. Insofern ist dieses Projekt Flussbad ein hervorragendes Beispiel für den Wandel der Städte insgesamt, wo auch Fluss und Wasser zum Erlebnisort werden können. Es geht ja gar nicht so sehr um das reine Badengehen, sondern um all das, was sich dann rundherum an Szenerien abspielen kann.

Stadt als Erlebnisort – das müssen Sie etwas genauer erklären.

Die Stadtmitte dient heutzutage nicht zuletzt der Freizeit und dem Erleben. Wenn sie zum Erlebnisort geworden ist, dann weil es Plätze gibt, die lebendig sind, an denen sich etwas abspielt. Und zwar weil Menschen mit diesem Ort etwas machen. Weil die, die sich dort aufhalten, die Qualität des Ortes herstellen.

Es entstehen also neue Anziehungspunkte, abseits der klassischen Sehenswürdigkeiten?

Genau. Nehmen wir das Beispiel des Mauerparks, der an sich ja nicht sonderlich attraktiv ist. Ganz anders verhält es sich, wenn dort etwas passiert, also z.B. Flohmarkt, Karaoke oder wenn viele Leute dort flanieren, auf der Wiese sitzen oder liegen – die ich mir, und das ist das Neue in unserer Zeit, ansehen will. Berlin wird an solchen Stellen zur Bühne des Stadtlebens. Hier vollzieht sich etwas, was ich „performative Urbanität“ nenne. Und die BewohnerInnen und BesucherInnen einer Stadt wollen in ihrem Zentrum eben genau das erleben: eine dichte Vielfalt. Sehr wichtig ist da die Wandelbarkeit, dass ein Ort immer interessant und abwechslungsreich

bleibt, dass ich nicht einmal hingehe und sage: „Aha, das ist die Spree, jetzt habe ich sie gesehen, weiter geht's“, sondern dass ich da bleiben will. „Aufenthaltsqualität“ nennen das die Stadtplaner, auch wenn das reichlich nüchtern klingt.

Gilt das nur für StadtbewohnerInnen oder auch für TouristInnen?

Zunächst einmal für erstere. Aber auch der Tourismus hat sich sehr verändert. Wenn Menschen heute eine Stadt wie Berlin besuchen, dann gehen sie nicht mehr nur zu den klassischen Sehenswürdigkeiten, sondern schauen sich das Kreuzberger Nacht- oder Friedrichshainer Tagleben an. Der Trend geht zu dem, was wir Geografen als „neuen urbanen Tourismus“ (new urban tourism) bezeichnen. Berlin ist für viele Besucher deshalb interessant, weil die BewohnerInnen (vermeintlich) interessant sind, weil hier viele unterschiedliche Kulturen, Subkulturen, Charaktere sind. Weil ich hier Dinge erleben kann, die es woanders nicht gibt. Und diese Dinge sind eben nicht im Museum, sondern vor allem im Stadtraum zu finden.

Der Tourist von heute besichtigt also die BewohnerInnen?

Ganz genau. Man schwärmt aus, um sie zu sehen. Viele Menschen sagen: Diese Szene möchte ich mal erleben, das habe ich in Nürnberg, Erfurt oder Hannover nicht. Die Straße wird zur Bühne: die Besucher setzen sich in ein Straßencafé im Graefekiez und schauen sich an, was so an ihnen vorüberzieht.

Das machen ja beileibe nicht nur TouristInnen. Ich mache das auch gerne.

Klar, ich auch. In der Wissenschaft nennt man das den „Tourist Gaze“, den Blick des Touristen. Den haben wir alle, nicht nur, wenn wir unseren Koffer packen und irgendwo hinfahren. Ich möchte dieses Flair, diese Art des Urlaubsverhaltens auch zu Hause: mich in ein Café setzen, eine Zeitung kann da liegen, aber eigentlich schaue ich mir die Leute an und will so ein bisschen mitflanieren. Dass die vermeintlichen Probleme der Überflutung durch TouristInnen mindestens zur Hälfte durch uns BerlinerInnen selbst entstehen, weil auch wir unsere Stadt „konsumieren“, das belegen auch Studien.

Wenn wir nun mal an das Flussbad denken: Der Spreekanal gewährleistet ja diesen Bühnencharakter sehr gut, weil man an seinem Rand stehen und hinuntersehen kann. Gleichzeitig schaut man schwimmend auch aus dem Fluss heraus. So ergibt sich genau das, was Sie sagen – dieses Wechselverhältnis von ZuschauerInnen und AkteurInnen, und das sowohl als Schwimmer als auch als Zuschauer: Man sieht und wird gesehen.

In diesem Sinne wäre ein Flussbad ja perfekt, weil es ein Gegenüber gibt. Der Fluss ist von zwei Seiten zu betrachten. Zum einen sieht man die Leute am anderen Ufer, zum anderen sieht man Menschen im Wasser, und schließlich sieht man schwimmend auch die anderen um einen herum.

Wenn wir nun daran denken, was Sie über Orte als „Bühne“ im Stadtraum gesagt haben: Sollte es ein Ziel der Stadtplanung sein, solche Orte zu schaffen?

Sehr schöne Frage. Jetzt muss die Wissenschaft raus aus der Beobachtung und rein in die Bewertung. Also ich glaube, dass man diesen Trend nicht aufhalten kann und auch nicht aufhalten sollte, weil darin unglaublich viel Positives zu entdecken ist.

Und zwar?

Städte sind immer Orte der Zuwanderung und Integration gewesen und täglich wird unsere Stadtgesellschaft diverser. Wenn eine Hauptstadt also für Diversität und gelungene Integration stehen will, muss sie funktionierende öffentliche Räume zur Verfügung stellen. Und mit Funktionieren meine ich nicht die Infrastruktur, um schnell von A nach B zu kommen,

sondern Räume, wo Öffentlichkeit hergestellt wird. Die frei zugänglich sind und wo sich Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen Lebensstils gewaltfrei begegnen.

Aber begegnen sich in dieser historischen Mitte nicht nur noch Touristen, weil dort kaum jemand wohnt?

Diese Entleerung der City von der Wohnfunktion ist ja ein weltweiter Prozess. Berlin-Mitte hat da allerdings aufgrund des Erbes der sozialistischen Stadt einen ungeheuren Standortvorteil, denn hier wohnen ja immer noch sehr viele Menschen. Die marxistische Ideologie sah vor, den Stadt-Land-Gegensatz einzuebnen, auch lehnte man die Idee der City als reinen Handelsplatz ab und hat daher bewusst Wohnhäuser hingebaut. Ich spreche von den langgestreckten Zeilenbauten im Stadtzentrum, also an der Rathaus- und Karl-Liebknecht-Straße. Oder auch von den Hochhäusern auf der Fischerinsel. Insofern haben wir hier noch überraschend viel Wohnbevölkerung. Das ist eine Anomalie, aber eine positive. Dennoch sehe ich natürlich, dass die Museumsinsel immer mehr zu einem Urlauberdistrikt wird, wie es in vielen erfolgreichen Touristenmetropolen der Welt der Fall ist. Und als Folge überlassen die AnwohnerInnen das Gebiet den BesucherInnen. Und da sollte man sich schon fragen, wie man an so einem Ort eine Aufenthalts- und Begegnungsqualität schaffen kann, die ihn wieder für die Menschen, die in Berlin wohnen, attraktiv macht. Und dazu könnte ein Flussbad natürlich beitragen.

Was sind Ihre Empfehlungen, was die Realisierung des Flussbads betrifft?

Ich plädiere für eine Politik der kleinen Schritte und eine behutsame Erprobung. Ein solch wichtiges, aber eben auch komplexes und ambitioniertes Projekt wird vermutlich an einem solchen Ort nicht einfach aus dem Stand heraus perfekt funktionieren. Nicht umsonst ist ja die erste Phase, in der sich die Menschen einen Ort aneignen, immer sehr wichtig. Man kann eben nicht bis ins Letzte vorhersagen, wie eine solche Aneignung genau verlaufen wird. Wir kennen das aus vielen Parks, die PlanerInnen machen Wege und dann laufen wir doch anders. Und daraus hat die Stadtplanung gelernt, und es wird oft erst mal etwas freigegeben für die Nutzung und beobachtet: Was bildet sich denn heraus? Ich glaube, dass diese erste Realisierungsphase hier sehr wichtig sein wird und man sehr klug arbeiten muss, probieren und gucken, wie geht das, und dann von da aus lernend weitermachen.

Technisch wird man sich da vielleicht eher festlegen müssen, also was die Filterung und so weiter angeht. Aber in der Art der kleinräumigen Gestaltung und was man wie freigibt, glaube ich, dass es gut wäre, sich von der Planungsphilosophie her darauf einzustellen, dass wir nicht den perfekten Entwurf haben werden. Sondern lasst uns darauf einstellen, dass wir im Grunde genommen eine zweijährige Erprobungsphase machen, vielleicht sogar auch drei Sommer, dass wir sagen, wir fangen erst einmal an. Das ist ja alles durchaus sensibel, weil wir in diesem Abschnitt des Spreekanals vom Außenministerium bis zur Monbijoubücke viele Symbolbauten haben. Symbolträchtiger geht es ja kaum.

Wobei Tim Edler, der das Flussbad-Projekt ins Leben gerufen hat, immer sagt: Genau deswegen soll es ins Zentrum. Damit es hier neue Werte wie Ökologie und gesellschaftliches Miteinander symbolisiert und nicht bloß am Stadtrand irgendeine Badefunktion erfüllt.

Dieser Ort macht den aufregenden Charakter des Projekts aus. Es ist mind-blowing, sich vorzustellen, an dieser Stelle könnten wir jetzt einfach alle ins Wasser springen.

Prof. Dr. Ilse Helbrecht ist Geografin. Sie unterrichtet an der Humboldt-Universität Berlin und befasst sich vor allem mit kulturellen Grundlagen des Zusammenlebens in Städten, der Theorie der Urbanität, europäischen Wohnungsmärkten und aktuellen Fragen der Stadtentwicklungspolitik.

Schwimmen im Welterbe. *Ja, was denn sonst?*



Harald Welzer

© Wolfgang Schmidt

Der Sommer 2016 sieht aus wie der Sommer der Gegenaufklärung. Anschläge und Amokläufe, neuerdings ununterscheidbar, versetzen die Bevölkerungen in Angst und Schrecken, verantwortungslose Elitendarsteller veranstalten Brexits und am Rand Europas und doch als Teil Europas verwandelt sich eine Demokratie in eine totalitäre Gesellschaft. Live. Ohne dass die Dimension dessen, was dort in der Türkei geschieht – Massenverhaftungen, Massensuspendierungen, Aufhebung aller rechtsstaatlichen Voraussetzungen moderner Staatlichkeit – den Rest Europas, dieser vorgeblichen Wertegemeinschaft, in angemessene Aufregung versetzen würde.

In diesem Sommer geht etwas zu Bruch, nämlich die Selbstverständlichkeit eines zivilisatorischen Projektes, das sich in moderner, westlich geprägter Staatlichkeit verkörpert und den Bewohnern der europäischen (und der nordamerikanischen) Gesellschaften das höchste Maß an Freiheit, Wohlstand und Sicherheit gegeben hat, das es in der Geschichte jemals gab. Heute befinden sich die Demokratien auf dem Rückzug – weltweit, aber auch dort, wo sie es noch sind, werden Antidemokraten mächtig und regierungsamtlich.

Und wiederum fehlt die angemessene Aufregung: als sei die Gefahr, dass nächstes Jahr Leute wie Marine Le Pen, Donald Trump, Victor Orban über Außen-, Wirtschafts-, Kultur – und Innenpolitik verhandeln, nicht real und zugleich kein radikaler Widerspruch zu dem, was die Moderne von sich selbst gewollt und gehalten hat. Wie bei allen tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüchen, die wir aus dem 20. Jahrhundert kennen, ist das Verfallsdatum der funktionierenden Staatlichkeit schon lange abgelaufen, bevor der wirkliche Systembruch passiert: das war vor dem Ersten Weltkrieg so, in der Weimarer Republik, im Sowjetsystem, in der DDR – immer hält die Fassade besser als die materielle Substanz, und immer sind die Eliten diejenigen, die als letztes begreifen, dass sie in einer Welt von gestern handeln, obwohl die heutige schon längst eine andere geworden ist.

Darf ich es mal ganz klar sagen? Das Humboldt Forum ist, egal in welcher Schreibweise (um die ja, Wichtigkeit!, intensiv gestritten wird), so ein gestriges und damit gegenaufklärerisches Projekt und hängt total verspannt zwischen Weltbedeutung, imperialer Lebensweise und Hochkulturanspruch. Und seine architektonische Gestalt ist nur Weltbedeutungsreplikate, lediglich Ausdruck dessen, dass die Richtung unkenntlich geworden ist, in der an unserem zivilisatorischen Projekt weitergebaut werden könnte. Und müsste. Sie ist die verkörperte Welt, nein, nicht von gestern, sondern von vorgestern, und damit der gebaute Ausdruck von Ignoranz gegenüber den Herausforderungen der Gegenwart. Die sind, cursorisch zusammengefasst: die Weiterentwicklung der offenen Gesellschaft zu einer resilienten Gesellschaft, da sie unter immer mehr geopolitischen, ideologischen, ökologischen und sozialen Stress gerät; die Wiedererfindung einer kulturellen Haltung, wer man sein will und was man dafür zu vertreten und verteidigen bereit ist; die sozialökologische Befriedung der kapitalistischen Wirtschaft, die dauerhafte Sicherung von Frieden und die Erhöhung sozialer Gerechtigkeit.

Zu diesem weiterzubauenden zivilisatorischen Projekt gehört mithin mehr gesellschaftspolitische Haltung, mehr gelebte Offenheit und Einladung zur Teilhabe, mehr Nachhaltigkeit, wenn man will: also mehr moderne Urbanität. Und für eine solche ist Musealisierung wohl kaum das geeignete Mittel, zumal wenn das zu musealisierende lediglich Attrappe ist. Viel angemessener ist: die Stadt neu zu erfinden als Ort eben der analogen politischen Öffentlichkeit, des Austausches und der Begegnung und der Nutzungsinnovation. Die nachhaltige Qualität der Stadt, ihre Persistenz im Unterschied zu Regimen, Nationen, Reichen usw., besteht ja eben darin, ein Wandlungskontinuum zu sein, das sich in pluralen Gemeinschaften und transformier-

ten wirtschaftlichen Bedingungen erhalten und modernisieren kann. Wir kennen keine großräumige Sozialform, die das so kann wie die Stadt, was der Grund dafür ist, dass die Renaissance von Nachhaltigkeitspraktiken wie urban gardening, Teilen von Gemeinschaftsgütern, Radfahren, neuen Wohnformen, Genossenschaften usw. von Städten ausgeht, und nicht von Parlamenten, Universitäten, Expertengremien.

Die einladende und dadurch sich selbst modernisierende Stadt ist politisch wie sozial die offenbar resilienteste Kulturform, die wir kennen, und sie gilt es zu weiterzubauen. Daher ist ein Projekt wie Flussbad gerade jetzt so zeitgemäß wie bedeutend, vereint es doch das Einladende mit dem Nachhaltigen mit der Weiterentwicklung der urbanen Sozialform und kulturellen Haltung – und ist in dieser Gestalt weit enger mit dem nie abgeschlossenen Projekt der Aufklärung verbunden als jede Hochkultursimulation, die am Ende auch nicht mehr ist als ein Beitrag zum inhaltsfreien Stadtmarketing.

Kurz, und um auf den Anfang, den Stress und die Gefährdungen zurückzukommen: Es gilt heute mehr denn jemals in den letzten sieben Jahren, sich daran zu erinnern, was wir zu verlieren haben. Und das ist der bislang unverlorene Standard von Offenheit und Modernität im besten Sinn. Den gilt es aber nicht im Sinn des 19., sondern des 21. Jahrhunderts zu definieren und zu formulieren.

Prof. Dr. Harald Welzer ist Soziologe und Mitglied im Beirat von Flussbad Berlin e.V. Er lehrt Transformationsdesign an der Universität Flensburg und Sozialpsychologie an der Universität St. Gallen. Zudem ist er Direktor der gemeinnützigen Stiftung „FUTURZWEI“ und Mitbegründer der Initiative „Die Offene Gesellschaft“.

Wir werden den Fluss lieben

Ansichten über ein Berliner Flussbad



Günther Bachmann

Professor und Generalsekretär des Rates für Nachhaltige Entwicklung

Qualität durch Verdichtung: Flussbad Berlin ist ein gelungenes Beispiel für eine doppelte Innenentwicklung in der Stadt. Städte und ihr Wasser pflegen seit jeher eine ambivalente Beziehung. Der zentralen Bedeutung für die Trinkwasserversorgung steht die Verschmutzung durch Entsorgung jeglicher Art gegenüber. Wenig verwunderlich, dass sich viele Städte von ihren Flüssen abgewandt haben. Doch zeigt sich eine neue Aufmerksamkeit für das Wasser in der Stadt – ob neue Wohnungen und Büros mit Wasserlage oder Strandbars und Brücken als Treffpunkte. Offen bleibt die Frage, ob wir am oder mit dem Wasser leben wollen. Das Projekt Flussbad Berlin löst diese Ambivalenz auf und wirft damit ein Schlaglicht auf die aktuell noch gültigen Dogmen der Stadtentwicklung: Wenn von Funktionsmischung die Rede ist, ist Trennung gemeint. Flussbad Berlin verweist auf zentrale Herausforderungen für wachsende Städte. Denn die notwendige innerstädtische Verdichtung kann nur erfolgreich sein, wenn wir den Stadtkern doppelt entwickeln: indem gleichzeitig urbane Grün- und Erholungsflächen geschaffen werden, die für lebendige, lebenswerte und heterogene Innenstädte so wichtig sind.



John von Düffel

Schriftsteller und Dramaturg am Deutschen Theater, Berlin

Die Initiative Flussbad Berlin eröffnet die große Chance, Berlin als das zu erleben, was es neben allem anderen auch ist: eine Wasserstadt. Eine Schwimmstrecke durch einen historischen Teil Berlins macht die Stadt auf besondere Weise erfahrbar und versöhnt sie auch mit dem Element Wasser, dem sie so viel verdankt, dessen Wert und Wichtigkeit aber sträflich unterschätzt werden – insbesondere bei der Spree, um die man sich aufgrund der Verockerung durch die Tagebaufutungen in der Lausitz wieder große Sorgen machen muss. Ein Flussbad in Berlin wäre ein lebendiges und überraschendes Zeichen für die Lebensqualität und Kreativität Berlins, die sich zu einem wesentlichen Teil vom Wasser speist.



Katharina Grosse

Künstlerin, Berlin

Fluss Bad

Flussbaden ist das Schönste überhaupt. Und dann noch das ganze Denken im Fluss. Es wird anders sein. / Ich werde anders handeln in dieser Stadt, wenn ich aus dem Fluss steige. / Ich werde die Bilder auf der Museumsinsel anders sehen, wenn ich um sie herum schwimmen kann. / Ich werde die Wasseroberfläche anders wahrnehmen, wenn das Wasser weich war. / Der Fluss wird uns spüren lassen, wenn er vertreckt und zugeschissen ist. Wir werden das nicht mehr wollen. / Wir werden den Fluss lieben.



Dieter Kosslick

Festivaldirektor der Berlinale

Alle, die ihren Kopf über Wasser halten wollen, sollten schwimmen lernen. Deshalb bin ich ein Flussbad-Fan.



Philipp Oswalt

Architekt und Professor für Architekturtheorie und Entwerfen an der Universität Kassel

Berlin Kupfergraben 2017: Hier fühlt sich Berlin fremd an. Ein steriler Stadtraum mit Ministerien, Firmenrepräsentanzen, Museen für gigantische Touristenströme. Luxusapartments für 20.000 Euro pro qm mit einer Bewohnerschaft, die ihre Immobilie – wie man es von Venedig und New York kennt – 48 Wochen im Jahr leer stehen lässt. Hier hält sich kein Berliner mehr auf. Blasse Erinnerung an den kurzen Moment des „Volkspalast“ 2004/2005, als eine andere Öffentlichkeit sich des Stadtraums hier bemächtigte. Das Flussbad: eine neue, realisierbare Utopie, hier Raum für eine andere Form von Öffentlichkeit zu schaffen, den Ort wieder zu zivilisieren. In seiner Erscheinung so surreal wie die Eisenbahntrasse, die den Olymp der Museumsinsel profan durchschneidet, aber nun mit Poesie und Anmut.



Hortensia Völckers

Künstlerische Direktorin der Kulturstiftung des Bundes

Beim Flussbad geht es um viel mehr als nur um eine weitere Badestelle in Berlin. Der Spreekanal, jetzt noch in einem ökologisch suboptimalen Zustand, könnte wieder zu einer Lebensader von Berlin werden und das Flussbad zum Symbol für eine lebenswerte Stadt, in der sich ökologische Zukunft, schützenswerte kulturelle Vergangenheit und zeitgenössische Formen der Freizeitgestaltung zu einem gelingenden urbanen Ensemble ergänzen. Es ist gut, dass sich jetzt Bürger zusammenschließen, um den Spreekanal zu ihrer Angelegenheit zu machen und ihn den Menschen gewissermaßen zurückzugeben. Das Flussbad im Herzen Berlins darf nur nicht eine weitere „Anlegestelle“ für Kommerz und Konsum werden. Wenn die „Brücke“ zwischen denkmalgeschützter Architektur und Freizeitgestaltung gelingt, dann ist mir persönlich die Frage, wo genau die Zugangstreppe zum Bad hinkommt, nicht so wichtig. Wenn ich im Flussbad sicher am Ende auch mal schwimmen gehen werde, ist das Schwimmen für mich hier aber nicht das Entscheidende. Sondern der Ort, an dem Menschen ohne Konsumzwang Zeit miteinander verbringen können. Ein Ort, an dem die ökologische Maßnahmen den Stadtmenschen unmittelbar und hautnah zugutekommen. Am Flussbad wird uns exemplarisch bewusst, was eine Stadt in der Zukunft brauchen und bieten könnte. Das ist für mich das eigentlich Wichtige daran.



Sarah Wiener

Köchin, Unternehmerin und Stiftungsgründerin, Berlin

Schwimmen in der Spree? Eine wunderbare Vorstellung. Mit Körper von der Museumsinsel ins kühle Nass – das wäre großartig! Ein innerstädtisches, über 800 Meter langes Flussbad an der Museumsinsel mit natürlichem gereinigtem Wasser hätte eine immense Wirkung und würde die Wertschätzung für unsere kostbare Ressource Wasser steigern. Ein Flussbad in Berlin-Mitte, ja, das fände ich gut!

Wie bereichern Flussbäder Euer Leben?

Basel – Rheinschwimmen

Noch vor 50 Jahren, als ich die Primarschule besuchte, galt es als „gruusig“ und gefährlich, im Rhein zu schwimmen. Das Wasser war trübe und verschmutzt, doch die Klagen der Fischer verhallten ungehört. Nach der Katastrophe im Industriegebiet „Schweizerhalle“, bei der 1986 durch einen Großbrand im Chemiekonzern Sandoz Tausende Liter kontaminierten Löschwassers in den Rhein gelangten, wurde der Fluss totgesagt. Glücklicherweise erholten sich Flora und Fauna erstaunlich schnell und viele Leute begannen, wieder im Rhein zu schwimmen. Ausgerüstet mit Badetuch, Badeschlappen und Schwimmgürtel wandern seither ganze Menschenströme rheinaufwärts und lassen sich gemächlich von der Strömung durch die Stadt zurücktragen. Das jährliche „Rheinschwimmen“ lockt im August jeweils um die 2.000 Menschen gleichzeitig ins Wasser, während der Fluss für die Schifffahrt gesperrt bleibt!

Barbara Buser, Architektin und Energiefachfrau, wohnt in Basel. Sie machte als erste Frau die Prüfung als Kapitän der Rheinfähren in Basel. Seither ist sie nebenberuflich Fährfrau auf der Münsterfähre.

Brüssel – Pool is Cool

Brüssel ist durch seine Geschichte und Internationalität eine sehr heterogene Stadt mit einer wohlhabenden „Oberstadt“ und einer armen „Unterstadt“. Obwohl den Wunsch nach Abkühlung an einem heißen Sommertag alle Einwohner teilen, gibt es in der belgischen Hauptstadt keine öffentlichen Freibäder – sie verschwanden sukzessive seit den 1970er-Jahren. Freibäder haben das Potenzial, in Brüssel eine gemeinschaftliche Identität zu erzeugen. Aus dieser Erkenntnis haben wir uns zu POOL IS COOL zusammengefunden. Wir engagieren uns für öffentliche Schwimmmöglichkeiten, machen durch Aktionen auf unsere Idee aufmerksam und untersuchen den politischen, wirtschaftlichen und städtebaulichen Kontext.

*Paul Steinbrück
www.pooliscool.org*

Chicago – Urban Rivers

Chicago ist die drittgrößte Stadt der USA. Angesichts von fast 10 Millionen Einwohnern im Einzugsgebiet ist es schwer, in der Stadt ruhige Plätze zu finden. Sicher: Die Industrialisierung der „Windy City“ an der Wende des 20. Jahrhunderts hat zu einer florierenden Wirtschaft geführt. Aber wo es dem Menschen finanziell gut ging, hat die heimische Tierwelt gelitten. Die Binnenschifffahrt und die Verschmutzung des Chicago River haben die Tiere vertrieben und Fische und Pflanzen sterben lassen. Zugleich wurde der Fluss durch die industrielle Verschmutzung für die Menschen unattraktiv: Er ist dreckig, stinkt und beherbergt kaum Leben. Wir von der Initiative „Urban Rivers“ versuchen, zwei miteinander verbundene Probleme zu lösen, die durch die Verschmutzung entstanden sind: Wie können wir in der Innenstadt von Chicago natürlichen Lebensraum wiederherstellen? Und wie können wir es der Bevölkerung ermöglichen, Natur in der Stadt zu genießen? Mehr noch, wie können wir aus dem Chicago River ein Musterprojekt machen, das nicht nur hier Bedeutung hat, sondern für andere städtische Flüsse in der ganzen Welt ein Vorbild sein wird?

*Brette Bossick
www.urbanriv.org*

Kopenhagen – Harbor Baths

Heutzutage, nur 15 Jahre nach der Eröffnung der ersten neuen Generation öffentlicher Badeanstalten an der Islands Brygge, empfinden es die Menschen in Kopenhagen als selbstverständlich, im Hafen zu schwimmen. Das Schwimmen an diesem Ort ist keine neue Erfindung: Bis in die 1950er-Jahre gab es zahlreiche „Badehäuser“ im inneren Hafen. Doch sie alle mussten wegen der schlechten Wasserqualität schließen. Heute, da das Wasser wieder sauber ist, wird der Wunsch nach weiteren Badestellen mit flexiblen Öffnungszeiten und nach weiteren Nutzungsmöglichkeiten auch im Winter immer stärker. Deshalb werden in naher Zukunft noch weitere dieser Möglichkeiten geschaffen werden. Die Stadtverwaltung verfolgt das Ziel, den Hafen zum „Blau für uns alle“ zu entwickeln. Auf diesem Weg sollen attraktive öffentliche Orte entstehen und die Menschen angeregt werden, das Wasser zur Erholung aufzusuchen, sei

es zum Schwimmen, sei es zum Kajakfahren, Segeln oder Angeln. In Häfen oder städtischen Flüssen zu schwimmen, verändert die Perspektive auf die Stadt. Ein Flussbad bereichert das städtische Leben. In unseren wachsenden Städten ist es notwendig, das Wasser als öffentlichen Raum zur Verfügung zu stellen, der die Menschen zur Nutzung einlädt. Die Städte müssen ihre Flüsse säubern, denn sie sind als multifunktionaler öffentlicher Raum zu betrachten, der allen Bewohnern zugänglich ist.

*Claus Alstrup Borre
http://teambade.kk.dk*

London – The Thames Bath

Viele städtische Wasserstraßen haben eine problematische Entwicklung genommen, seitdem die Industriegebäude längs der Ufer geschlossen wurden. Nirgends ist dieses Problem virulenter als in London, wo Hochhäuser in rasendem Tempo die alte, niedrige Uferbebauung ersetzen. Die Themse wird zum Canyon – diese besorgniserregende Entwicklung ist in Vierteln wie Vauxhall und Nine Elms klar zu erkennen. Privatwirtschaftlich errichtete, nicht öffentliche Bauten werden zu einer unüberwindlichen Barriere zwischen Stadt und Fluss. Luxusimmobilien okkupieren das Flussufer. Öffentlicher Raum wird der Allgemeinheit entzogen. Hinzu kommt, dass die meisten der neuen Eigentumswohnungen ausländischen Investoren gehört, die nicht hier wohnen. Entsprechend leblos sind die Quartiere. Die Wiederaneignung der Flüsse wird natürlich das Problem teuren oder fehlenden Wohnraums nicht lösen. Aber sie schafft den Zugang zum größten öffentlichen Raum in London. Der städtische Abschnitt der Themse ist sieben mal so groß wie der Hyde Park. Bislang wird der Fluss ausschließlich vom kommerziellen Schiffsverkehr genutzt.

Die Gestaltung eines natürlichen Zugangs zum Fluss ist die Grundidee unseres Projekts „Thames Bath“. Das Ziel ist es, ein auf dem Fluss treibendes öffentliches Becken zu schaffen, das keinen Eintritt kosten soll. Mit entsprechenden didaktischen Angeboten soll hier ein Bewusstsein dafür geschaffen werden, welche Möglichkeiten der Fluss den Bürgern früher einmal geboten hat und in Zukunft wieder bieten könnte – wenn sich die Stadtgesellschaft seiner annimmt.

*Chris Romer-Lee
www.thamesbaths.com*

München – Isarlust e.V.

Blickt man im Englischen Garten von einer der kleinen Brücken auf den kühlen Eisbach, von dessen Strömung sich einige Jugendliche hinwegtreiben lassen, dann hat das etwas Magisches. Leider ist das Schwimmen hier, wie in der gesamten innerstädtischen Isar, verboten. Zwar ist in München seit der Renaturierung der südlichen Isar schon viel passiert, aber die Wasserfläche sollte zu einem öffentlichem Raum gemacht und das Baden liberalisiert werden. Gerade München, das jährlich um 30.000 BewohnerInnen wächst und wo nicht nur bezahlbare Wohnflächen, sondern auch öffentlich nutzbarer Raum knapp werden, braucht dringend nicht-kommerzielle, grüne und frei zugängliche Plätze mitten in der Stadt. Ein Isar-

flussbad zwischen Deutschem Museum und den Patentämtern könnte ein solcher Ort werden.

*Sina Weber
www.isarlust.org*

New York – + POOL

In New York war es lange Zeit völlig normal, in den Flüssen um Manhattan zu schwimmen. Vom späten 19. Jahrhundert bis 1930 gab es 15 schwimmende Badehäuser entlang der Ufer. Hier zog man sich im Sommer vor der Hitze zurück, badete und traf seine Freunde. Mit der Zeit jedoch wuchs nicht nur die Bevölkerung New Yorks rasant, sondern auch die Industrie. Dies führte dazu, dass der Zugang zu den meisten Abschnitten des Flussufers gesperrt wurde und der einst frische und saubere Hudson River durch Schmutz- und Abwasser verdeckte. Der Großteil der New Yorker Stadtbevölkerung hat infolgedessen heutzutage kaum einen Bezug zum Wasser. In Manhattan lebt man zwar auf einer Insel, aber weder hat man Zugang zum Wasser noch kann man darin schwimmen. Dabei sind die Flüsse eigentlich, nicht anders als die schönen Parkanlagen New Yorks, öffentliche Plätze. Wenn man jedoch keinen Zugang zum Wasser hat, dann ist es, als ob sich eine unsichtbare Mauer vor einem aufbaut. Um dies zu ändern, müssen wir viel mehr auf die Flüsse achten und sie als die kostbare natürliche Ressource behandeln, die sie sind. Ein Projekt wie der im Fluss schwimmende + POOL schafft nach fast 100 Jahren wieder einen ersten Zugang zum Wasser. Vor allem aber macht dieses Modellprojekt die Öffentlichkeit auf das Problem der Verschmutzung der Flüsse aufmerksam und schafft so ein Bewusstsein für diesen Missstand.

*Archie Lee Coates IV
www.pluspool.org*

Zürich – Alles ist im Fluss

Auf der Limmat flussabwärts treiben und danach auf dem Holzdeck oder der Wiese die Wasserperlen von der Sonne verdunsten lassen, gehört für die Stadtbevölkerung in Zürich ganz selbstverständlich zum gelungenen Stadtsommer. Seit bald 200 Jahren wissen die EinwohnerInnen und Gäste die Flussbäder zu schätzen. Die Limmat führt quer von der Altstadt durch das Zentrum zum ehemaligen Industriequartier und weiter bis zum Stadtrand. Dementsprechend unterschiedlich sind auch die fünf Flussbäder: historisch, urban oder naturnah. Und wenn abends die Sonne untergeht, erstrahlt manches Bad in neuem Licht und dient als Tanzfläche, Open-Air-Kino oder Bühne. Für das urbane Zürich sind die Flussbäder mehr als eine Badeanstalt – die „Badis“ sind wertvolle Oasen mitten in der Stadt.

*Patrick Müller
www.stadt-zuerich.ch/ssd/de/index/sport.html*

Übersetzungen: Susanne Bernstein



Nur
wenn
wir
viele
sind

...

cc Annette Hauschild / OSTKREUZ

Warum es wichtig ist, Vereinsmitglied zu werden

Die Spree ist unser! Erobern wir sie zurück! Reinigen wir ihr Wasser von unserem Dreck und Müll. Erleben wir, wie schön es ist, am und im Wasser zu sein. Inmitten der Stadt. Erwecken wir das historische Zentrum Berlins zu neuem Leben. Integrieren wir es wieder in unseren Alltag. Zeigen wir, dass die Idee einer nachhaltigen Stadtentwicklung keine Utopie sein muss. Schaffen wir eine neue städtische Lebensader. Verbinden wir Weltkulturerbe mit moderner Stadtgesellschaft. Engagieren wir uns für eine bessere ökologische Stadt.

Für diesen Wunsch setzen sich unsere Vereinsmitglieder und viele ehrenamtliche Enthusiasten ein: Mit anfänglich 15 Gründungsmitgliedern im Jahre 2012 zählt der gemeinnützige Verein „Flussbad Berlin“ heute über 250 Mitglieder und viele hundert UnterstützerInnen. Dank ihnen ist es gelungen, unser Projekt voranzubringen und unsere Idee für Berlin weiter zu kommunizieren.

Mit der bisher eingeworbenen institutionellen Förderung durch Bund und Land kommen wir unseren Zielen schon ein gutes Stück näher. Sie sind jedoch zweckgebunden und schließen die Finanzierung der Vereinsarbeit

aus. Darum benötigen wir Deine Unterstützung. Denn nur wenn wir viele sind, können wir etwas bewegen. Deine Mitgliedschaft als Einzelperson, als Gruppe, als Familie, als Firma oder als Institution verschafft unserer Initiative Gehör und langfristigen Rückhalt. Deine Mitgliedsbeiträge* und Spenden* sind die Ressource für die Finanzierung der Basisarbeit des Vereins, und ermöglichen es uns, die Aktivitäten des Vereins auszuweiten und weitere Förderungen zu akquirieren.

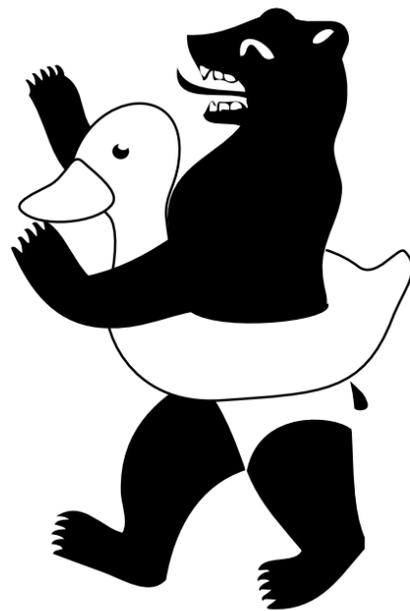
Nur wenn wir viele sind, können wir die Spree für uns alle als Stadtraum zurückgewinnen. Nur wenn wir viele sind, kann es gelingen, das Flussbad Realität werden zu lassen. Jede Spende* hilft dabei, und ab einem jährlichen Mitgliedbeitrag von 30 Euro* kannst Du Mitglied werden. Mit dem im Heft beiliegenden Vordruck oder über unsere Webseite unter www.flussbad-berlin.de/mitgliedschaft

Wir freuen uns auf Deine Unterstützung!

** Mitgliedsbeiträge und Spenden können steuerlich abgesetzt werden, ermäßigt 20 Euro.*

Inhalt

3 Editorial *Barbara Schindler, Jan Edler* **7 Grußwort** *Barbara Hendricks* **8 Projekt Flussbad Berlin** *Planungsstand Dezember 2016* **12 Wo, wenn nicht hier?** *Charlotte Hopf* **18 Dekadent und ein bisschen schmutzig** *Sally McGrane* **20 Willkommen an Bord** *Unser Testfilter auf der „Hans-Wilhelm“ Kai Dolata* **24 Fragen zum Fluss** *Es antworten Stephan Natz, Heiko Sieker und Cornelia Ziehm* **32 „Dieser stinkende Kanal ist ja auch für die Museen kein Zustand.“** *Unterwegs mit Wolf-Dieter Heilmeyer und Tim Edler* **36 Bademode** *Eine kulturelle Glanzleistung* *Ein Gespräch mit Barbara Vinken* **38 Karl der Große als Vorschwimmer** *Horst Bredekamp* **40 „Berlin braucht mehr funktionierende öffentliche Räume.“** *Ein Gespräch mit Ilse Helbrecht* **44 Schwimmen im Welterbe. Ja, was denn sonst?** *Harald Welzer* **46 Wir werden den Fluss lieben** *Ansichten über ein Berliner Flussbad* **48 Wie bereichern Flussbäder Euer Leben?** *Flussbad-Projekte in Basel, Brüssel, Chicago, Kopenhagen, London, München, New York und Zürich* **50 Nur wenn wir viele sind ...** *Warum es wichtig ist, Vereinsmitglied zu werden*



www.flussbad.berlin